Ausgabe **3 / 2025**

Katholisches Magazin für Wirtschaft & Soziales

NEUE MITTE

Aus dem Inhalt ...

Schwerpunktthema
„Ehrenamt – Zwischen Glück und Katastrophe“

Impuls
Josef Ridders will eine „Kultur des Ermöglichens“

KKV-Junior
Der perfekte Stockbrot-Abend

KKV
Bundesverband der Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung e.V.

Aus dem Inhalt

3 Editorial des Bundesvorsitzenden: **„Frage nicht, was dein Land für dich tun kann – frage, was du für dein Land tun kannst."**

5 **Auf ein Wort** aus der Redaktion

Schwerpunktthema Ehrenamt

6 **Der leise Herzschlag der Gesellschaft**
Das Ehrenamt

8 **Die Stille** – Ein Bericht über die 48-stündige Einstellung des bürgerschaftlichen Engagements

14 **Das Glück des Gebens**
Warum Helfen die beste Medizin für die Seele ist

16 **„Wir brauchen eine Kultur des Ermöglichens, nicht der Pflichterfüllung"**
Interview mit Josef Ridders

19 **Leserbrief** zum Artikel „Können Sie „kirchisch" noch hören?"

20 **KKV vor Ort**

34 **KKV-Interna**

37 Hotelvorstellung und Gewinnspiel des VCH

38 **KKV-Junior**

IMPRESSUM

NEUE MITTE – Katholisches Magazin für Wirtschaft und Soziales

Herausgeber: KKV-Bundesverband, Vorsitzender Josef Ridders
Rüttenscheider Str. 194–196, 45131 Essen, info@kkv-bund.de
www.kkv-bund.de

Bundesgeschäftsstelle: Gudrun Kreuder

Redaktion & Grafik: ConversioPR, Westenhellweg 40, 59494 Soest
kontakt@conversiopr.de, www.conversiopr.de

Team: Meike Jänsch (Geschäftsführung), Mathias Wieland (Projektleitung), Elfriede Jänsch (Lektorat), Cordula Köhne (Grafik)

Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung der Redaktion. Redaktionsschluss nächste Ausgabe: 27.10.2025. Soweit nicht anders gekennzeichnet, sind die Bildquellen privat bzw. aus freien bzw. dem KKV-Archiv. Es gilt die Anzeigenpreisliste 01/2025, Stand Feb. 2025.

Die NEUE MITTE erscheint vierteljährlich. Der Bezugspreis beträgt 2,30 Euro pro Heft bzw. 9,20 Euro pro Jahr, jeweils inkl. Versandkosten. Für Mitglieder ist der Bezugspreis im Verbandsbeitrag enthalten.

Druck: Druckhaus Breyer, 49356 Diepholz

Termin zum Notieren!

Merken Sie sich schon heute den 13. bis 17. Mai 2026 vor! An diesen Tagen findet in der Bischofsstadt Würzburg der **104. Deutsche Katholikentag** statt. Er steht unter dem Leitwort „Hab Mut, steh auf!" – ein kraftvoller Impuls, gerade in bewegten Zeiten, um als Christinnen und Christen Haltung zu zeigen und für unsere Werte einzustehen.

Auch der KKV plant, in Würzburg Flagge zu zeigen. Der KKV-Bundesverband, der KKV-Landesverband Bayern und das KKV Bildungswerk Bayern e. V. (BWB) prüfen derzeit gemeinsam, wie sie unseren Verband und seine Anliegen auf dem Katholikentag repräsentieren können.

Seien Sie dabei, wenn sich Tausende Christen aus ganz Deutschland treffen. Nutzen wir die Chance zum persönlichen Austausch, zur bundesweiten Vernetzung und zur geistlichen Stärkung. **Reservieren Sie sich den Termin für dieses große Fest des Glaubens und der Gemeinschaft!** □

Editorial

des Bundesvorsitzenden

„Frage nicht, was dein Land für dich tun kann – frage, was du für dein Land tun kannst.“

John F. Kennedy

Liebe KKVerinnen und KKVer, liebe Freundinnen und Freunde,

„Frage nicht, was dein Land für dich tun kann – frage, was du für dein Land tun kannst.“ Dieser über 60 Jahre alte Appell John F. Kennedys hat nichts von seiner Dringlichkeit verloren. In einer Zeit des zunehmenden Individualismus zielt diese Frage direkt auf das Herz unserer Demokratie: das ehrenamtliche Engagement jedes Einzelnen. Es ist der Kitt, der unsere Zivilgesellschaft zusammenhält.

Auch die immer wiederkehrende Debatte über ein verpflichtendes „Gesellschaftsjahr“ zwingt uns zur Reflexion: Entsteht Gemeinsinn durch Zwang? Als Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung ist unsere Antwort klar. Wir unterscheiden zwischen einer äußeren Pflicht und einer inneren Berufung. Unser Engagement ist eine Antwort auf den Ruf Gottes, der uns in den Bedürfnissen unserer Mitmenschen begegnet. Es ist gelebte Nächstenliebe.

Die Katholische Soziallehre gibt uns dafür einen festen Kompass: Subsidiarität, Solidarität und Gemeinwohl. Das Subsidiaritätsprinzip schützt die Freiheit: Was der Einzelne oder ein Verband leisten kann, darf der Staat nicht an sich reißen. Er soll unterstützen, nicht bevormunden. Ehrenamt ist damit der vornehmste Ausdruck bürgerlicher Verantwortung. Die Solidarität ist das pulsierende Herz unseres Handelns – die „feste und beständige Entschlossenheit, sich für das Gemeinwohl einzusetzen“, wie es Papst Johannes Paul II. formulierte. Und dieses Gemeinwohl ist das Ziel: eine gerechte und menschenwürdige Gesellschaft für alle.

Als KKV wissen wir, dass sich das Ehrenamt wandelt. Die reine Pflichterfüllung tritt in den Hintergrund, während die Suche nach Sinn und projektbezogener Arbeit zunimmt. Starre Vorstandsämter und überbordende Bürokratie schrecken viele ab. Wir haben keine Krise der Engagementbereitschaft, sondern oft eine Krise des Angebots.

Deshalb müssen wir die Zukunft aktiv gestalten. Wir sollten über flexible Führungsmodelle wie Team- und Projektvorstände nachdenken, die zu den Lebensrealitäten von heute passen. Wir müssen den Generationenwechsel durch Mentoring-Programme professionalisieren und unsere Führungskräfte durch den Abbau von Bürokratie entlasten.

Fragen wir uns also neu, durch die Brille unseres Glaubens: Was können wir, aus der Kraft unseres Glaubens und in der Gemeinschaft unseres Verbandes, für den Nächsten und das Gemeinwohl tun? Die Antwort ist keine Last, sondern ein Geschenk. Ehrenamtliches Engagement ist das Fundament unserer Demokratie und der lebendigste Ausdruck unseres Glaubens. Ich danke Ihnen von Herzen für alles, was Sie tun. □

Mit freundlichen Grüßen,

Ihr / Euer

Josef Ridders
KKV-Bundesvorsitzender

Aus der Redaktion

Auf ein Wort

Ehre, wem Ehre gebührt – oder was?

Ehre. Ein Wort wie aus einem alten Schrank, eingemottet zwischen steifen Kragen und Sonntagsanzügen. Es riecht nach preußischer Korrektheit, Duellhandschuhen und Sätzen, die mit „Bei meiner Ehre …“ beginnen. Ehre ist ein Wert von gestern, ein Relikt aus Schwarz-Weiß-Filmen, in denen Männer noch Hüte trugen und Frauen sittsam nickten. Ein Begriff, der in unserer durchoptimierten, agilen und diversen Welt so deplatziert wirkt wie ein Wählscheibentelefon in einem Co-Working-Space.

Und dann das: „Ehrenmann!“, ruft ein Teenager quer über den Schulhof einem anderen zu, der ihm sein Pausenbrot geteilt hat. „Wallah, auf Ehre!“, schwört ein anderer und meint damit die höchste Form der Verbindlichkeit. In der Jugendsprache erlebt die „Ehre“ eine Renaissance, die schillernder nicht sein könnte. Sie ist zum Siegel für Loyalität, Großzügigkeit und Anstand im Kleinen geworden. Wer ein „Ehrenmann“ oder eine „Ehrenfrau“ ist, hat den Respekt der Gruppe sicher. Wer jemandem die „Ehre nimmt“, hat ihn im digitalen oder analogen Wettstreit vernichtend geschlagen.

Hier prallen Welten aufeinander. Auf der einen Seite die verstaubte, staatstragende Ehre, die wir in unserem „Ehrenamt“ vor uns hertragen. Ein Begriff, der nach Satzung, Protokoll und jahrzehntelanger Vereinstreue klingt. Nach dem unermüdlichen Kassenwart, der jeden Beleg dreimal umdreht, und der guten Seele, die seit 1983 den Kaffee für den Pfarrgemeinderat kocht. Eine stille, unaufgeregte Pflicht.

Auf der anderen Seite die laute, performative Ehre der Jugendkultur. Ein spontaner Akt der Loyalität, der sofort mit sozialer Währung belohnt wird. Sie ist nicht auf Lebenszeit angelegt, sondern manifestiert sich im Moment. Sie ist nicht in Paragrafen gegossen, sondern in den ungeschriebenen Gesetzen des Miteinanders.

Was bedeutet das für unser „Ehrenamt“? Ist der Begriff noch zeitgemäß? Oder schreckt er nicht vielmehr jene ab, die wir so dringend gewinnen wollen? Menschen, die sich engagieren wollen, aber nicht für die Ewigkeit. Die ein Projekt stemmen, aber keinen Vorstandsposten bekleiden wollen. Die Sinn suchen, aber keine Bürokratie. Ist es an der Zeit für ein sprachliches Rebranding? Müssten wir statt vom „Ehrenamt“ vielleicht vom „Ehren-Projekt“, vom „Community-Einsatz“ oder – ganz provokant – vom „Chief-Ehren-Officer auf Zeit“ sprechen?

Vielleicht müssen wir uns von der alten Form lösen, um den Kern zu retten. Der Physiker und Philosoph Georg Christoph Lichtenberg sagte einst: „Ich kann freilich nicht sagen, ob es besser werden wird, wenn es anders wird; aber so viel kann ich sagen: es muss anders werden, wenn es gut werden soll.“

Vielleicht geht es nicht darum, das Wort neu zu definieren, sondern das Gefühl dahinter wiederzuentdecken. Die spontane Freude am Geben, die Anerkennung für eine gute Tat, den Respekt vor dem Engagement des anderen – egal, ob es 40 Jahre währt oder nur für die Dauer eines einzigen Projekts. Vielleicht ist die Ehre von heute einfach flexibler, bunter und ein bisschen lauter. Und vielleicht schadet ein kräftiges „Ehrenmann!“ zur Würdigung des nächsten gelungenen KKV-Festes am Ende niemandem. □

Das Ehrenamt

Der leise Herzschlag der Gesellschaft

Was, wenn es plötzlich still wird? Keine Sirene der Freiwilligen Feuerwehr, die zum Einsatz eilt. Keine helfende Hand, die in der Tafel Lebensmittel ausgibt. Kein Trainer, der die Jugendmannschaft auf dem Sportplatz anfeuert. Die in dieser Ausgabe der NEUEN MITTE abgedruckte Erzählung „Die Stille“ ist ein dystopisches Gedankenexperiment, das eine beklemmende Antwort gibt: Ohne das bürgerschaftliche Engagement würde unsere Gesellschaft, wie wir sie kennen, binnen Stunden kollabieren.

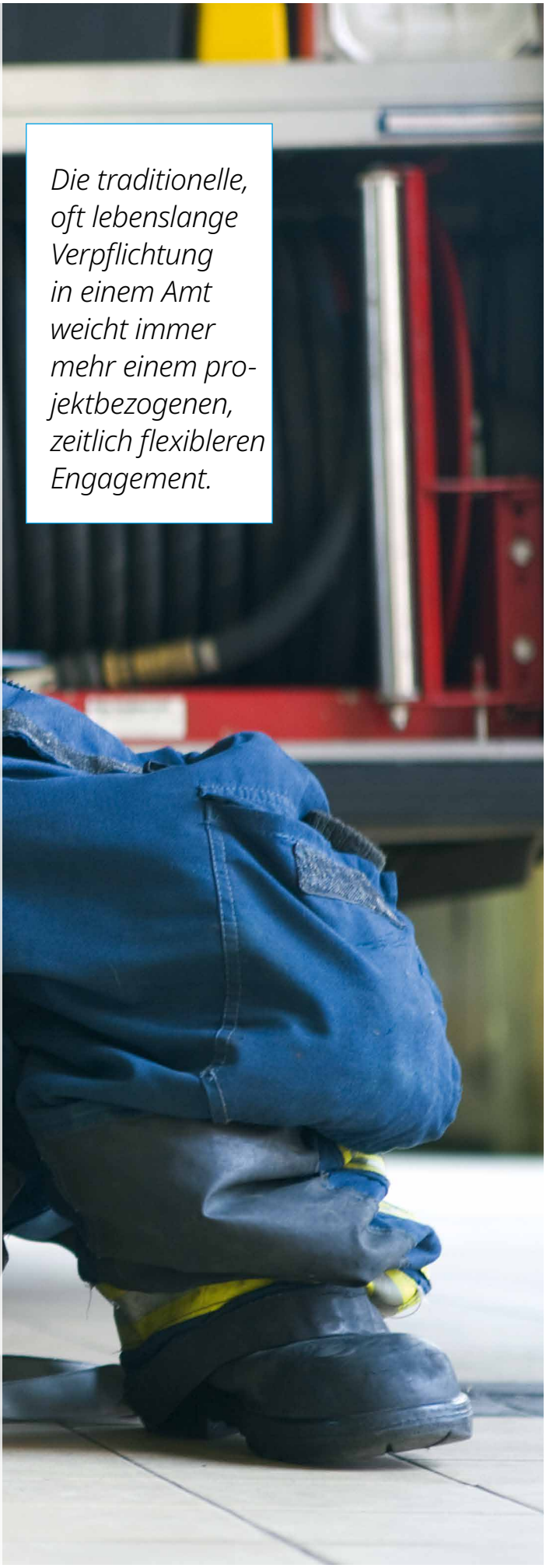
Dieses Szenario ist Fiktion, doch es beruht auf einem realen Fundament, das oft übersehen wird. In Deutschland engagieren sich rund 28,8 Millionen Menschen freiwillig und unbezahlt für das Gemeinwohl – fast 40 Prozent der Bevölkerung über 14 Jahre. Sie sind der unsichtbare Motor, der den sozialen Zusammenhalt sichert und staatliche Strukturen erst handlungsfähig macht.

Ohne die über eine Million freiwilligen Einsatzkräfte im Brandschutz oder die zehntausenden Helfer beim Technischen Hilfswerk wäre der Katastrophenschutz in weiten Teilen des Landes undenkbar. Der Staat, so macht es die Fiktion schmerzlich deutlich, ist kein allumfassender Versorger, sondern oft nur der Organisator einer riesigen Freiwilligenarmee, ohne die er ein zahnloses Skelett wäre.

Doch dieser leise Herzschlag der Gesellschaft gerät unter Druck. Hinter der beeindruckenden Zahl der Engagierten verbergen sich tiefgreifende Veränderungen. Die traditionelle, oft lebenslange Verpflichtung in einem Amt weicht immer mehr einem projektbezogenen, zeitlich flexibleren Engagement. Während mehr Menschen bereit sind, sich kurzfristig einzubringen, sinkt die Zahl derer, die bereit sind, intensive und langfristige Führungsaufgaben in den Vorständen zu übernehmen. Die Folge ist eine schleichende Führungskrise, die Vereine und Verbände existenziell bedroht. Die Vorstände überaltern, die Nachfolgersuche wird zur „Mammutaufgabe“. Überbordende Bürokratie und rechtliche Haftungsrisiken schrecken potenzielle Kandidaten zusätzlich ab. Wir haben, so die Analyse vieler Experten, keine Krise der Engagementbereitschaft, sondern eine Krise der Strukturen und Angebote.

Die immer wieder aufkommende politische Debatte um ein verpflichtendes „Gesellschaftsjahr“ ist ein Symptom dieser Entwicklung. Sie zeigt, dass die systemische Bedeutung des Ehrenamts erkannt wird, wirft aber zugleich die Frage nach dem Wesen des Engagements auf: Kann man Gemeinsinn verordnen oder muss er aus innerer Überzeugung wachsen?

Für christliche Verbände wie den KKV ist die Antwort klar: Ihr Handeln ist Ausdruck einer Berufung, nicht einer Pflicht. Wie dieser Wandel gestaltet werden kann und welche Visionen es für die Zukunft des Ehrenamts gibt, diskutieren wir im weiteren Verlauf dieses Magazins auch in einem Gespräch mit dem KKV-Bundesvorsitzenden Josef Ridders. □



Die traditionelle, oft lebenslange Verpflichtung in einem Amt weicht immer mehr einem projektbezogenen, zeitlich flexibleren Engagement.

Ein Gedankenexperiment über
die 48-stündige Einstellung
des bürgerschaftlichen Engagements

Die Stille

Eine administrative Mitteilung, kein lauter Befehl. Um 06:00 Uhr trat das Dekret des Stillstands in Kraft und legte das Fundament der Zivilgesellschaft für 48 Stunden trocken. Dies ist der Bericht über den Moment, in dem 28,8 Millionen Menschen aufhörten, das Unsichtbare zu tun, und das System, das auf ihnen ruhte, in sich zusammenfiel. Es ist die Chronik einer vorhersehbaren Katastrophe.

Das Dekret des Stillstands – Stunde Null

Um 06:00 Uhr an einem Dienstag trat das Dekret in Kraft. Es wurde nicht mit Fanfaren verkündet, sondern mit der leisen Effizienz einer administrativen Mitteilung. Es wurde der Bürgerliche Stillstand genannt. In diesem Moment stellten 28,8 Millionen Menschen – rund 40 Prozent der Bevölkerung ab 14 Jahren – ihre zivilgesellschaftlichen Funktionen ein. Es war keine Arbeitsniederlegung, denn ihre Arbeit war unbezahlt. Es war eine verordnete Pause, ein Experiment in gesellschaftlicher Apathie.

Mit dem Stillstand verschwand nicht nur menschliche Aktivität, sondern auch ein ökonomischer Wert von unvorstellbarer Dimension. Die jährlich erbrachte Arbeitsleistung im Wert von rund 32,3 Milliarden Euro löste sich aus der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung auf, als wäre sie nie da gewesen. Doch die wahre Auswirkung war nicht in Zahlen zu messen. Das Experiment legte die fundamentale Architektur der Gesellschaft offen. Es entlarvte die Illusion der staatlichen Autarkie. Der Staat, so wurde nun offensichtlich, war kein allumfassender Versorger, sondern lediglich der Organisator einer riesigen Freiwilligenarmee. Ohne diese Armee war der Staat nur noch ein Skelett, ein Verwaltungsapparat ohne Muskeln, unfähig, seine grundlegendsten Schutzfunktionen zu erfüllen. Die Normalität vor dem Stillstand offenbarte sich als eine Form des kollektiven Denkfehlers: Die Bürger glaubten an einen autarken Staat, während sie selbst dieser Staat waren.

Teil I: Das Schweigen der Sirenen (Die ersten 12 Stunden)
Die ersten Risse im Fundament der Ordnung zeigten sich schnell und lautlos. Um 09:17 Uhr entzündete sich in einer Küche in einem Vorort ein Fettbrand. Der Notruf wurde abgesetzt, die Leitstelle tat ihre Pflicht. Doch der Alarm, der an die digitalen Pager der örtlichen Feuerwehr gesendet wurde, verhallte im Nichts. Die Feuerwache, eine von Tausenden Freiwilligen Feuerwehren in Deutschland, blieb dunkel und still. Die über eine Million freiwilligen Einsatzkräfte, die das Rückgrat des deutschen Brandschutzes bilden, waren durch das Dekret zur Untätigkeit verdammt. Ihnen gegenüber stehen lediglich rund 35.000 Berufsfeuerwehrleute, die fast ausschließlich in den Großstädten des Landes stationiert sind. Für den Rest der Nation gab es nun niemanden mehr, der kam. Das Feuer fraß sich vom Erdgeschoss in den Dachstuhl. Der Bericht verzeichnete den Totalverlust des Gebäudes.

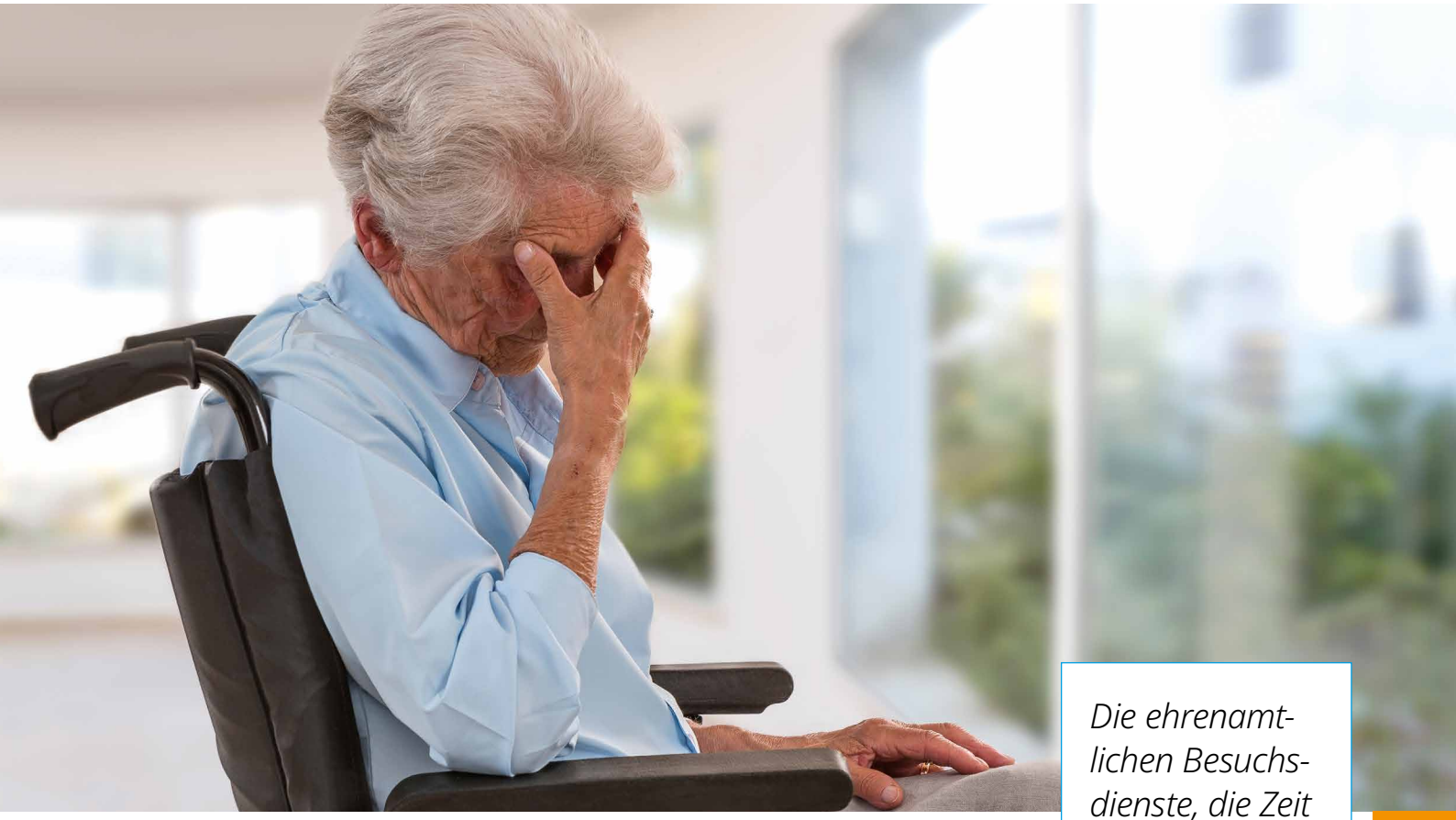
Von den rund 88.000 Angehörigen sind über 98 Prozent ehrenamtlich tätig. Die etwa 2.100 Hauptamtlichen sind Verwalter und Ausbilder, keine mobile Einsatztruppe.

Gegen Mittag entlud sich ein Starkregen über einem Flusstal. Bäche schwollen zu reißenden Strömen an. Eine solche Lage ist ein Routineeinsatz für das Technische Hilfswerk (THW). Doch die Kapazitäten des THW waren neutralisiert. Von den rund 88.000 Angehörigen sind über 98 Prozent ehrenamtlich tätig. Die etwa 2.100 Hauptamtlichen sind Verwalter und Ausbilder, keine mobile Einsatztruppe. Die Zehntausenden aktiven Helferinnen und Helfer, die normalerweise Sandsäcke füllen, Pumpen installieren und Dämme sichern würden, blieben zu Hause. Das Wasser stieg ungehindert. Das Versagen eines einzelnen Rades brachte die gesamte Maschine zum Stillstand.

Bei einem schweren Verkehrsunfall auf einer Bundesstraße war die Freiwillige Feuerwehr für die technische Rettung – das Herausschneiden der Verletzten aus dem Wrack – zuständig. Ohne sie konnten die professionellen Rettungssanitäter und die Polizei nicht zu den Opfern vordringen. Die Rettungskette, ein integriertes System aus professionellen und ehrenamtlichen Kräften, war an ihrem entscheidenden Glied gebrochen. Der Stillstand einer Gruppe erzwang den Stillstand aller anderen. Die Hauptamtlichen waren zu Zuschauern ihrer eigenen Ohnmacht degradiert, Zeugen eines Systemversagens, das durch die Abwesenheit derer verursacht wurde, deren Arbeit als selbstverständlich galt.

Teil II: Die Auflösung des Gesellschaftsvertrags (Stunden 12–36)
Nach den akuten Katastrophen begann der leisere, aber nicht weniger verheerende Zerfall des sozialen Gewebes. An den Türen der über 975 Tafeln im Land wiederholte sich dieselbe Szene: Bedürftige standen vor verschlossenen Türen, an denen ein schlichtes Schild hing: „Aufgrund des Dekrets geschlossen." Ein Teil der über 1,6 Millionen Menschen, die auf diese Lebensmittel angewiesen sind, fand keine Versorgung mehr. Die unsichtbare Armee von Zehntausenden Freiwilligen, die diese Einrichtungen betreiben, war verschwunden.

Dieser Stillstand war mehr als eine temporäre Unterbrechung; er war ein Blick in die Zukunft. Die soziale Versorgung hängt in Deutschland überproportional stark von der älteren Generation ab. Bei den Tafeln sind 63 Prozent der Ehrenamtlichen über 65 Jahre alt. Diese Altersgruppe weist über alle Sektoren hinweg die höchste zeitliche Intensität des Engagements auf. Das Dekret simulierte auf brutale Weise den Moment, in dem diese Generation aus Altersgründen ausfällt. Die leeren Ausgabestellen waren nicht nur das Ergebnis einer 48-stündigen Pause, sondern die Manifestation einer demografischen Zeitbombe, die nun für jeden sichtbar tickte.

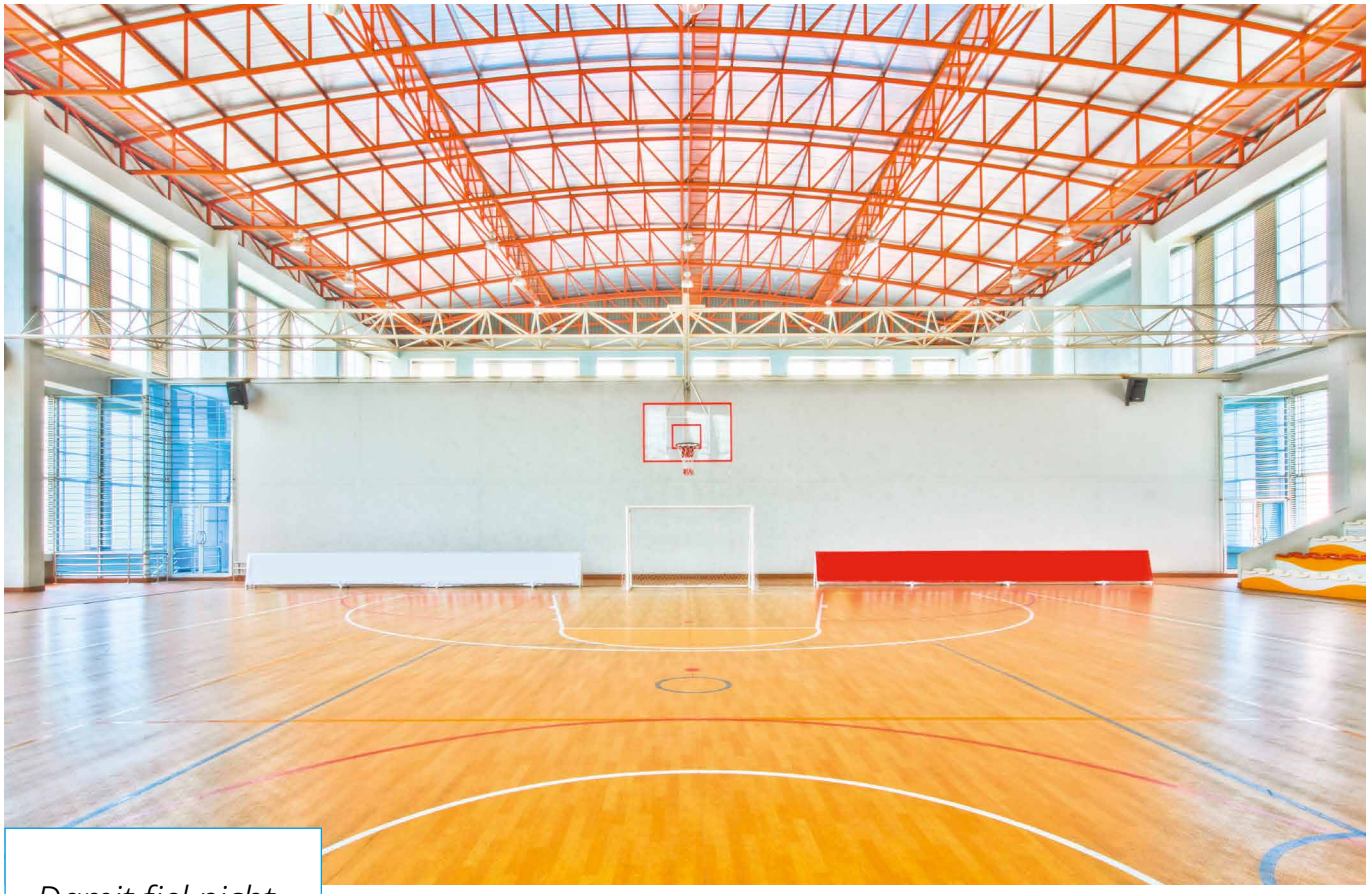


Die ehrenamtlichen Besuchsdienste, die Zeit für ein Gespräch mitbrachten, die aus der Zeitung vorlasen oder einfach nur eine Hand hielten, kamen nicht mehr.

Mit den Tafeln verstummte auch ein weiterer Gigant der Zivilgesellschaft: die Kirche. Die rund 5 Millionen Ehrenamtlichen im kirchlichen Raum, das Fundament unzähliger sozialer Dienste, legten die Arbeit nieder. Die Pfarrheime, sonst Zentren des Gemeindelebens, blieben verriegelt. Keine Seniorennachmittage, keine Jugendgruppen, keine Chorproben. Die Caritas, der operative Arm der Nächstenliebe, war gelähmt. Ihre Hunderttausenden Freiwilligen, die Kleiderkammern betreiben, in Bahnhofsmissionen helfen oder einfach nur ein offenes Ohr haben, waren nicht mehr da. Die Kirche, oft als rein spirituelle Institution missverstanden, offenbarte sich als das, was sie auch ist: eine der größten sozialen Infrastrukturen des Landes. Ohne ihre Freiwilligen war sie nur noch Gebäude und Verwaltung.

Die verheerendsten Auswirkungen zeigten sich im Stillen, hinter den Türen von Pflegeheimen und Privatwohnungen. Die professionellen Pflegekräfte leisteten weiterhin ihre medizinisch notwendige Arbeit – Waschen, Medikamentengabe, Wundversorgung. Doch ihre Zeit ist rationiert, ihre Aufgaben sind streng getaktet. Alles, was Pflege menschlich macht, verschwand. Die ehrenamtlichen Besuchsdienste, die Zeit für ein Gespräch mitbrachten, die aus der Zeitung vorlasen oder einfach nur eine Hand hielten, kamen nicht mehr. In den Heimen breitete sich eine neue, tiefere Form der Stille aus – die Stille der Einsamkeit. Für alleinlebende Senioren, deren einziger sozialer Kontakt oft der wöchentliche Besuch eines Freiwilligen war, bedeutete das Dekret die totale Isolation. Die Telefone blieben stumm, die Türklingel schwieg. Im Bereich der Hospizarbeit war der Stillstand eine Form der Grausamkeit. Die ehrenamtlichen Sterbebegleiter, die den letzten Weg erleichtern und den Angehörigen beistehen, fehlten. Der Tod wurde zu einem rein administrativen und medizinischen Vorgang, entleert von Trost und menschlicher Wärme.

Überall im Land herrschte eine unnatürliche Ruhe. Die Sportplätze lagen verwaist, die Turnhallen waren dunkel. Der Bereich Sport und Bewegung, der größte Einzelsektor des Ehrenamts, war komplett zum Erliegen gekommen. 8,6 Millionen Freiwillige in über



Damit fiel nicht nur Freizeitgestaltung aus, sondern ein zentraler Motor für Jugendarbeit, Integration und öffentliche Gesundheit.

86.000 Vereinen stellten ihre Tätigkeit ein. Damit fiel nicht nur Freizeitgestaltung aus, sondern ein zentraler Motor für Jugendarbeit, Integration und öffentliche Gesundheit. Die Arbeit der Trainer, Übungsleiter und Betreuer, die Woche für Woche Kinder und Jugendliche nicht nur sportlich fördern, sondern ihnen auch soziale Kompetenzen und ein Gefühl der Zugehörigkeit vermitteln, fand nicht mehr statt.

Die Stille erfasste auch die Jugendzentren und Nachbarschaftstreffs, die oft von Freiwilligen betrieben werden. Für unzählige Kinder und Jugendliche fielen damit nicht nur Freizeitangebote weg, sondern sichere Räume, Ansprechpartner und eine strukturierte Alternative zum Alleinsein. Der Stillstand war hier kein passiver Zustand, sondern eine aktive Form der Vernachlässigung, die eine ganze Generation mit einem Gefühl der Verlassenheit konfrontierte. Der Staat hatte keine unmittelbare Antwort auf dieses plötzliche Vakuum, denn diese Strukturen waren über Jahrzehnte organisch und außerhalb seiner direkten Kontrolle gewachsen.

Gleichzeitig verstummte die Kultur. Chorproben, Konzerte von Amateurorchestern, Theatervorstellungen – alles abgesagt. Der Bereich Kultur und Musik verschwand aus dem öffentlichen Leben. Es war mehr als der Verlust von Unterhaltung; es war eine kulturelle Auslöschung, der Verlust von Identität und sozialem Kitt, der durch unzählige Museumsvereine, Heimatpfleger und Kulturinitiativen geschaffen wurde.

Teil III: Die Architektur der Abwesenheit (Stunde 48 und die Folgen)

Am Ende der 48 Stunden war die Lektion klar: Der Staat kann diese Lücke nicht füllen. Er kann Personal einstellen, aber er kann keine Zivilgesellschaft kaufen. Die Motivation der Freiwilligen – der Wunsch zu helfen, etwas zu lernen oder etwas zu bewegen – ist eine Ressource, die sich nicht verordnen lässt. Zudem wurde deutlich, dass nicht nur die sichtbare Hilfe an der Front zum Erliegen kam, sondern auch die unsichtbare administrative Arbeit von Millionen von Kassenwarten, Vorständen und Organisatoren, die das Fundament dieser Organisationen bilden. Ein Neustart würde nicht per Knopfdruck

erfolgen, sondern Wochen, vielleicht Monate dauern.

Die Rückkehr zur Normalität war keine Erleichterung, sondern der Beginn einer neuen Ära des Misstrauens. Die Bürger hatten in den Abgrund geblickt und wussten nun, wie dünn das Eis war, auf dem ihre Zivilisation stand. Das Vertrauen in die staatlichen Institutionen war nachhaltig erschüttert. Man hatte gesehen, dass die Versprechen von Sicherheit und Ordnung nur so lange galten, wie die Bürger bereit waren, diese Ordnung selbst und unentgeltlich aufrechtzuerhalten. Jede Sirene, die nun zu hören war, rief nicht mehr das Gefühl der Sicherheit hervor, sondern die Erinnerung an die Stille, die ihr vorausgehen könnte.

Die 48 Stunden der Stille haben das kollektive Bewusstsein dauerhaft verändert. Die Illusion der staatlichen Allmacht war zerbrochen. Die Zerbrechlichkeit der sozialen Ordnung war nun eine bewiesene Tatsache. Der Stillstand wird nicht als eine Krise in Erinnerung bleiben, die überwunden wurde, sondern als die Offenbarung des wahren Zustands der Gesellschaft: eine hohle Struktur, die nur durch die unbezahlte, freiwillige Arbeit von Millionen zusammengehalten wird. Die Rückkehr der Ehrenamtlichen war keine Feier der Gemeinschaft, sondern ein stiller, verzweifelter Akt der Selbsterhaltung. Die Propaganda des Staates würde sich ändern. Sie würde nicht mehr ihre Stärke preisen, sondern die Bürger subtil daran erinnern, dass die Alternative zu ihrer unentgeltlichen Arbeit die Stille ist, die sie gerade erlebt haben. Kontrolle ist am wirksamsten, wenn die Bevölkerung sie sich selbst auferlegt, um einen Zusammenbruch abzuwenden, von dem sie nun weiß, dass er nur 48 Stunden entfernt ist. □

ANMERKUNG DER REDAKTION

Dieser Text ist ein dystopisches Gedankenexperiment im Stil von George Orwells „1984“. Er schildert die fiktiven, aber auf realen Daten basierenden Konsequenzen, die ein 48-stündiger, verordneter Stillstand aller ehrenamtlichen Tätigkeiten für die Gesellschaft in Deutschland hätte.
Eine Warnung vor der Zerbrechlichkeit des sozialen Gefüges.

Warum Helfen die beste Medizin für die Seele ist

Das Glück des Gebens

Ehrenamtliches Engagement klingt für viele nach aufopferungsvoller Selbstlosigkeit. Doch die Wissenschaft zeichnet ein zunehmend klares Bild: Helfen ist ein tiefes menschliches Bedürfnis, das nicht nur die Gesellschaft, sondern vor allem die Helfenden selbst stärkt. Gerade die Pandemie hat gezeigt, wie entscheidend freiwillige Netzwerke für den Zusammenhalt sind, als formelle und informelle Hilfe zu entscheidenden Stützen des Alltags wurden. Aktuelle Studien, wie das Forschungsprojekt NEOBE, belegen eindrücklich, dass sich über zwei Drittel der jungen Menschen in Deutschland seit ihrem 15. Lebensjahr freiwillig engagieren. Sie tun dies nicht nur aus reinem Altruismus, sondern weil es sie glücklicher, gesünder und widerstandsfähiger macht. Es ist eine symbiotische Beziehung, die auf fundamentalen psychologischen Säulen ruht.

Einer der stärksten Motoren für freiwilliges Engagement ist die Suche nach Sinn. Eine tiefenpsychologische Studie des Rheingold Instituts im Auftrag des ASB zeigt, dass Engagierte ihre Tätigkeit als „Quelle des Sinns und der emotionalen Erdung“ beschreiben, die ihnen hilft, persönliche Krisen besser zu bewältigen. Eng damit verknüpft ist das Erleben von Selbstwirksamkeit

In einer Zeit, in der soziale Bindungen oft brüchig werden, wirkt das Ehrenamt wie ein sozialer Kitt.

– die Überzeugung, durch eigenes Handeln etwas Positives bewirken zu können. Psychologen heben hierbei den Mechanismus der „Passiv-Aktiv-Umkehr“ hervor: Menschen, die sich oft fremdbestimmt oder ohnmächtig fühlen, können im Ehrenamt aktiv gestalten und die Opferrolle gegen die der helfenden Person tauschen.

Für viele wird das Ehrenamt so zu einem wichtigen Teil der eigenen Identität. Besonders in Lebensumbrüchen, wie dem Eintritt in den Ruhestand, kann eine neue Aufgabe den Verlust der Berufsrolle kompensieren und das Selbstwertgefühl stärken. Eine Längsschnittstudie, die im BMJ Open veröffentlicht wurde, fand sogar heraus, dass die positiven Effekte des Engagements auf das psychische Wohlbefinden erst ab einem Alter von 40 Jahren statistisch signifikant werden und dann bis ins hohe Alter anhalten. In dieser Lebensphase dient es oft als wichtiger Puffer gegen den Stress des Alltags.

In einer Zeit, in der soziale Bindungen oft brüchig werden, wirkt das Ehrenamt zudem wie ein sozialer Kitt. Es schafft Netzwerke und ein Gefühl der Zugehörigkeit. Gerade für junge Menschen, die sich laut der rheingold-Studie oft „verloren“ oder wenig eingebunden fühlen, kann ein Verein oder eine Initiative zu einer „haltgebenden Gemeinschaft“ werden. Aber auch im Alter schützt das Engagement wirksam vor Einsamkeit – einem der größten Risikofaktoren für Depressionen, wie zahlreiche Studien belegen.

Die positiven Effekte sind sogar im Gehirn messbar. Die Neurowissenschaft spricht vom „Helper’s High“, einem Rausch der Glücksgefühle, der durch prosoziales Handeln ausgelöst wird. Wenn wir anderen helfen, schüttet unser Gehirn einen Cocktail aus Botenstoffen wie Dopamin für Belohnung, Serotonin für die Stimmungsregulation und schmerzlindernden Endorphinen aus. Diese „Wohlfühl-Hormone“ reduzieren Stress, lindern Ängste und sorgen für Zufriedenheit. Hinzu kommt das Bindungshormon Oxytocin, das Vertrauen stärkt und nachweislich das Stresshormon Cortisol senkt. Helfen ist also quasi eine eingebaute Belohnung unseres Gehirns.

Forschende der Universitäten Oxford und UCL konnten sogar eine bestimmte Hirnregion, den „subgenualen anterioren cingulären Cortex“, identifizieren, die speziell dann aktiv wird, wenn wir lernen, anderen zu helfen. Diese Region ist bei Menschen mit hoher Empathie besonders ausgeprägt. Andere Studien, die in einer Meta-Analyse zusammengefasst wurden, bestätigen, dass dieses Areal bei rein altruistischem Geben aktiv wird, während strategisches, eigennütziges Helfen eher klassische Belohnungszentren anspricht.

Doch wie bei jeder guten Medizin kommt es auf die Dosis und die inneren Beweggründe an. Zu viel Engagement, besonders in emotional fordernden Bereichen wie der Krisenintervention oder der Sterbebegleitung, kann in einen Burnout oder eine „Mitgefühlserschöpfung“ führen. Forschende sehen hier eine Art „optimale Dosis“ von etwa zwei bis vier Stunden pro Woche, die die größten Vorteile für das Wohlbefinden bringt. Entscheidend sind auch die Motive.

Eine in der APA-Zeitschrift Health Psychology veröffentlichte Langzeitstudie zeigte, dass Freiwillige länger leben – aber nur, wenn ihre Motive primär altruistisch, also auf das Wohl anderer ausgerichtet waren. Wer sich nur engagierte, um sich selbst besser zu fühlen oder eigenen Problemen zu entfliehen, hatte keinen gesundheitlichen Vorteil. Es geht also nicht darum, sich selbst aufzugeben, sondern darum, in der Hilfe für andere einen echten Sinn zu finden. Dann wird das Ehrenamt zu einem kraftvollen Instrument für ein erfülltes und gesundes Leben für alle Beteiligten. □

Die Zukunft des Ehrenamts:

„Wir brauchen eine Kultur des Ermöglichens, nicht der Pflichterfüllung“

Es ist ein Engagement aus dem Herzen der Gesellschaft, oft leise und selbstverständlich. Es ist die helfende Hand, das offene Ohr, die geteilte Zeit, die unser Miteinander wärmer und menschlicher macht. Doch dieses wertvolle Fundament unseres Zusammenlebens verändert sich. Viele spüren eine wachsende Kluft zwischen dem Wunsch, Gutes zu tun, und den starren Strukturen, die dem oft im Wege stehen. Der KKV-Bundesvorsitzende Josef Ridders sucht nach neuen Wegen, um diese Lücke zu schließen. Im Interview spricht er über die tiefere Berufung, die im Ehrenamt liegt, und wie wir gemeinsam eine Kultur schaffen können, in der Engagement wieder mehr Freude als Last bedeutet.

Die fiktive Erzählung „Die Stille“ in dieser NEUEN MITTE zeichnet das Schreckensszenario eines Deutschlands ohne Ehrenamt. Eine Gesellschaft, die binnen 48 Stunden im Chaos versinkt. Ist das übertriebene Dystopie oder eine reale Gefahr, Herr Ridders?

Der Text ist eine Fiktion, aber seine Diagnose ist erschreckend real. Er entlarvt eine kollektive Lebenslüge: Viele glauben an einen autarken, allversorgenden Staat, während wir selbst dieser Staat sind. Das Ehrenamt ist kein „Nice-to-have“, es ist das Fundament unserer Zivilisation und Demokratie. Ohne die Freiwilligen bei Feuerwehr, THW, den Tafeln, in der Pflege, im Sport und in der Kultur wäre der Staat nur noch eine Verwaltungsfassade. Die 48 Stunden der Stille zeigen, wie dünn das Eis ist, auf dem wir uns bewegen. Der Text ist eine Mahnung, das als selbstverständlich Angesehene endlich wertzuschätzen und nicht als billigen Lückenfüller zu instrumentalisieren.

Für den KKV als Verband von Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung ist dieses Engagement mehr als nur eine Bürgerpflicht. Was ist der Kern Ihrer Motivation, sich angesichts der tiefen Kirchenkrise trotzdem als Bundesvorsitzender zu engagieren?

Meine Motivation speist sich aus einer tieferen Quelle als der reinen Staatsbürgerpflicht. Sie kommt aus dem Evangelium. Ich engagiere mich nicht aus Bewunderung für die kirchliche Institution in ihrem jetzigen Zustand, sondern aus der Überzeugung, dass die Botschaft Jesu heute relevanter ist denn je.

Wir unterscheiden klar zwischen einer äußeren Pflicht und einer inneren Berufung. Unser Engagement ist gelebte Nächstenliebe, die Antwort auf den Ruf Gottes, der uns in den Nöten unserer Mitmenschen begegnet. Die Katholische Soziallehre gibt uns dafür mit den Prinzipien der Subsidiarität, Solidarität und des Gemeinwohls einen klaren Kompass. Subsidiarität bedeutet: Was der Einzelne oder die kleinere Gemeinschaft leisten kann, darf der Staat nicht an sich ziehen. Das Ehrenamt ist damit der vornehmste Ausdruck christlich verstandener Verantwortung für die Welt. Es ist mein persönliches „Trotzdem“ angesichts aller Krisen.

„Wir erleben ein Paradox: Die grundsätzliche Bereitschaft, sich zu engagieren, ist hoch. Aber die Art des Engagements hat sich radikal verändert.“

Dennoch stecken gerade die traditionellen Verbände in einer tiefen Krise. In einem von Ihnen initiierten Arbeitspapier sprechen Sie von einer „Führungskrise“. Was sind die größten Herausforderungen für den KKV?

Wir erleben ein Paradox: Die grundsätzliche Bereitschaft, sich zu engagieren, ist hoch. Aber die Art des Engagements hat sich radikal verändert. Der moderne Freiwillige fragt nicht mehr nur: „Was kann ich für die Organisation tun?“, sondern ebenso: „Was bringt das Engagement mir persönlich?“. Die reine Pflichterfüllung tritt in den Hintergrund.

Der Trend geht weg von der langfristigen, zeitintensiven Vorstandsarbeit hin zu kurzfristigen, projektbezogenen Einsätzen. Gleichzeitig schrecken starre Ämter, immense bürokratische Lasten und rechtliche Haftungsrisiken viele engagierte Menschen ab. Die Folge ist, dass wir zwar Helfer für ein Event finden, aber kaum noch Menschen für Leitungsaufgaben.

Die Vorstände überaltern dramatisch – im Sport liegt das Durchschnittsalter bei 53 Jahren und über 81 Prozent der Mitglieder sind über 40. Im kirchlichen Raum dürfte dieser Schnitt noch höher liegen. Wenn wir hier nicht fundamental umdenken, droht vielen Verbänden in den nächsten zehn Jahren die Handlungsunfähigkeit.

„Meine Vision ist eine Kultur des Ermöglichens, die die reine Pflichterfüllung ablöst. Wir müssen unsere Angebote an die Lebensrealität der Menschen anpassen, nicht umgekehrt.“

Das klingt alarmierend. Wie kann ein solcher Wandel gelingen? Welche Vision haben Sie für das Ehrenamt im KKV?

Meine Vision ist eine Kultur des Ermöglichens, die die reine Pflichterfüllung ablöst. Wir müssen unsere Angebote an die Lebensrealität der Menschen anpassen, nicht umgekehrt.

Konkret schlage ich in meinem Impulspapier vier Handlungsfelder vor. Erstens: Führung neu denken. Wir müssen weg vom klassischen, starren Vorstandsposten hin zu flexiblen Modellen wie Team- oder Projektvorständen, in denen Aufgaben geteilt und zeitlich begrenzt werden. Warum nicht jemanden für ein Jahr für ein klares Projekt wählen, statt für vier Jahre als „Vorstand für Alles“?

Zweitens: Den Generationenwechsel professionalisieren. Wir brauchen aktive Talentsuche durch ständige „Findungskommissionen“ und Mentoring-Programme, in denen Erfahrene den Nachwuchs gezielt an die Verantwortung heranführen.

Drittens: Das Potenzial der Erfahrung heben. Viele unserer Mitglieder gehen in den Ruhestand und besitzen einen unschätzbaren Erfahrungsschatz. Mit Formaten wie dem „Engagierten Ruhestand“, etwa über den Bundesfreiwilligendienst 27plus, können wir ihnen sinnstiftende und attraktive Aufgaben bieten.

Und viertens: Eine Kultur der Wertschätzung und Entlastung. Ehrenamtliche Führungskräfte müssen von Bürokratie befreit werden, zum Beispiel durch hauptamtliche Unterstützung und klare Anforderungsprofile für Ämter.

„Die Politik muss endlich verstehen, dass das Ehrenamt kein Reparaturbetrieb für den Sozialstaat ist, sondern dessen Voraussetzung.“

Wenn das Ehrenamt so systemrelevant ist, was muss dann von der Politik kommen? Welche konkreten Forderungen haben Sie, um das Engagement in Deutschland zu fördern?

Die Politik muss endlich verstehen, dass das Ehrenamt kein Reparaturbetrieb für den Sozialstaat ist, sondern dessen Voraussetzung. Die Debatte um ein Pflichtjahr greift zu kurz, denn Engagement braucht Freiwilligkeit und innere Motivation. Ein Zwang würde diese untergraben.

Statt jetzt über Pflicht zu diskutieren, brauchen wir zunächst eine massive Stärkung der Rahmenbedingungen für die Freiwilligkeit. Das bedeutet erstens einen radikalen Bürokratieabbau für Vereine, etwa bei Datenschutz und Steuerrecht. Zweitens eine deutliche finanzielle und qualitative Stärkung der bestehenden Freiwilligendienste wie FSJ und BFD, damit sie für alle jungen Menschen eine echte Option werden. Und drittens eine breite gesellschaftliche Anerkennungskultur, die weit über Sonntagsreden hinausgeht. Der Staat kann keine Zivilgesellschaft kaufen, aber er kann und muss die Bedingungen schaffen, unter denen sie wachsen und gedeihen kann. Er muss diejenigen ermöglichen und entlasten, die unsere Gesellschaft im Innersten zusammenhalten. □

Impulspapier „Zukunft Ehrenamt“

Die ausführliche strategische Analyse zur aktuellen Lage und Zukunft des Ehrenamts von KKV-Bundesvorsitzendem Josef Ridders bildet die Grundlage für die Verbandsarbeit der kommenden Jahre. Das Arbeitspapier steht als kostenloses E-Book und PDF-Download zur Verfügung unter:
https://ebooks.conversioedition.de/books/egdu/

Leserbrief an die NEUE MITTE

Leserbrief zum Artikel „Können Sie „kirchisch“ noch hören?“ in der NEUEN MITTE 02/2025

Der Artikel spricht mir aus der Seele. Die Sprache, die in der und um die Kirche verwendet wird, geht an den meisten Mitgliedern und Interessierten vorbei und spricht sie nicht an. In dem Artikel werden die Aktiven (in der Kirche und deren Umfeld) aufgefordert, künftig eine klare Sprache zu verwenden, die verstanden wird, sodass der Glaube „ins Herz und in den Kopf der Menschen von heute gelangt“. Das kann man z. B. in der Verbandsarbeit oder auch in Gottesdiensten tun, und damit ist ein guter Anfang gemacht. Aber reicht das aus? Aus meiner Sicht ist das Problem vielschichtiger.

Bei der Gestaltung von Andachten ist man relativ frei, da ließe sich das relativ uneingeschränkt umsetzen. In der Messe ist das erst einmal auf die Predigt beschränkt, während die anderen Teile der Messe weitgehend vorformuliert sind (und zwar in „kirchischer“ Sprache). Diese kann man nicht einfach so abändern. Bei einer Messe sehe ich das Problem aber nicht ganz so gravierend, da eine Messe durch eine feierliche Gestaltung und Ästhetik auch aus sich heraus schon wirkt und beeindruckt. Insbesondere bei einer lateinischen Messe verstehen die meisten ohnehin nicht, was da genau gesagt wird.

Aber das Problem liegt noch tiefer. Werfen wir einen Blick auf die Briefe im Neuen Testament, die regelmäßig auch in der zweiten Lesung der Messe vorgetragen werden. Nach meinem Empfinden ist die Sprache in den Briefen für uns heutige Menschen nicht leicht eingängig, sie ist „kirchisch“. Sie überzeugt heutige Zuhörer wegen ihrer sehr theologischen Ausdrucksweise nicht unmittelbar, sondern erschließt sich eher durch genaues Lesen und Nachdenken (oder gar nicht). Die Aussagen von Paulus zur sozialen und familiären Ordnung wirken heute auf den ersten Blick nicht mehr zeitgemäß. Man muss diese Aussagen in Zusammenhang mit den Zuständen zur Zeit von Paulus sehen und daraus ableiten, was Paulus eigentlich aussagen möchte. Vor dem Hintergrund der Lehre Jesu ergibt sich dann ihre Bedeutung für uns. Also auch hier nicht mehr unmittelbar.

Wir können die Bibel nicht umschreiben. Andererseits ist zu beobachten, dass bei vielen (den meisten?) Kirchenmitgliedern das Wissen über unseren (katholischen) Glauben immer mehr verflacht und selbst einfachste Glaubensinhalte nicht mehr präsent sind. Man kann dem durch die Verwendung nicht-„kirchischer“ Sprache entgegenwirken. Das ist ein Schritt in die richtige Richtung, wird aber das Problem nicht grundsätzlich lösen. Die Kirchenmitglieder müssen dazu motiviert werden, sich wieder mehr (aktiv) mit den Glaubensinhalten auseinanderzusetzen (und dann auch mit Texten in „kirchischer“ Sprache tendenziell besser zurechtzukommen). Das setzt entsprechende Angebote voraus, die heutzutage weitgehend fehlen. Das ist sicherlich eine mühsame Angelegenheit, insbesondere bei den zurückgehenden Kapazitäten. Andererseits muss das ja nicht nur durch Hauptamtliche ins Werk gesetzt werden.

Zusammenfassend kann von der Kirche und deren Umfeld einiges getan werden, um der Misere zu begegnen. Aber auch die Kirchenmitglieder sind nicht ganz aus der Verantwortung entlassen.

Fritz Zeuner

Aus der Redaktion

Auf ein Wort

Können Sie „Kirchisch“ noch hören?

Die Glocken läuten. Die Orgel spielt. Und dann beginnt es: das „Kirchisch“. Für viele von uns ist es so vertraut wie das Amen in der Kirche – und doch so fremd wie eine antike Sprache. Wir sprechen von Begrifflichkeiten, die nur Eingeweihte verstehen, von Floskeln, die seit Jahrzehnten unverändert bleiben, und von einer Kommunikation, die oft mehr verschleiert als erklärt.

Man könnte meinen, die Kirche, insbesondere die Amtskirche, habe eine Vorliebe dafür, sich hinter einer Art Geheimcode zu verschanzen. Sätze wie „Wir sind berufen, das Evangelium in einer säkularen Welt zu inkulturieren und partizipative synodale Prozesse zu fördern“ mögen theologisch korrekt sein, aber Hand aufs Herz: Verstehen Sie, was damit gemeint ist, wenn Sie nicht gerade einen Master in Theologie haben?

Diese Sprache schafft nicht nur Distanz, sie errichtet Mauern. Besonders die junge Generation, aufgewachsen mit direkter, authentischer Kommunikation in sozialen Medien und im Alltag, schaltet da schnell ab. Sie sucht nach Sinn, nach Gemeinschaft, nach Antworten auf drängende Fragen – und findet oft nur eine unverständliche Predigt, gefüllt mit Worthülsen und frommen Phrasen. Es ist, als würde man eine moderne App entwickeln, deren Oberfläche noch aus dem Mittelalter stammt. Der Journalist Heribert Prantl formulierte es treffend: „Die Kirche muss die Sprache der Menschen sprechen, nicht die Sprache der Theologen und Kirchenjuristen.“

Diese sprachliche Selbstisolation ist brandgefährlich. Während die Welt um uns herum sich rasend schnell verändert, klammert sich die Kirche oft an überkommene

schen. Der Abstand zwischen dem, was gesagt wird, und dem, was verstanden wird, wird immer größer.

Die Konsequenz? Die Kirchenbänke leeren sich, besonders die Reihen der Jüngeren. Sie fühlen sich nicht abgeholt, nicht verstanden. Sie erleben eine Institution, die zwar von Liebe und Offenheit spricht, aber in ihrer Kommunikation verschlossen und unnahbar wirkt. Die Botschaft vom Glauben, die eigentlich so befreiend und lebensnah sein könnte, wird unter einem Berg von „Kirchisch“ begraben.

Es ist eine Tragödie, denn die Kirche hat so viel zu geben. Aber wenn niemand mehr zuhört, weil die Worte wie aus einer anderen Zeit klingen, dann ist die beste Botschaft nutzlos. Es scheint, als würde die Kirche sich buchstäblich um Kopf und Kragen reden!

Es ist höchste Zeit für einen Neuanfang. Die Kirche muss lernen, wieder die Sprache der Menschen zu sprechen. Einfach. Klar. Direkt. Authentisch. Dabei müssen sich natürlich auch die katholischen Verbände – und gerade auch ein Verband wie der KKV – an die eigene Nase fassen und dürfen sich nicht hinter frommen Floskeln verstecken. Nur so kann sie wieder Anschluss finden, Türen öffnen und zeigen, dass ihr

5

© Bilder: Pius-Hospital

KKV-Ortsgemeinschaft Oldenburg besucht das Pius-Hospital

Hightech-Medizin und menschliche Werte

Die KKV-Ortsgemeinschaft Oldenburg hat Ende August im Pius-Hospital Oldenburg, einem katholischen Universitäts- und Hochleistungskrankenhaus, Einblicke in die Verbindung von modernster Medizintechnik und ethisch-christlicher Patientenversorgung erhalten. Die Mitglieder und weitere Gäste informierten sich über die Zukunftsstrategie des Hauses und die stetige Weiterentwicklung in der Chirurgie und Diagnostik.

Im Zeichen der Zukunft: High-Tech in Diagnostik und OP

Der Ärztliche Vorstand des Pius-Hospitals, Prof. Dr. med. Dirk Weyhe und Dr. med. Douglas Scriba, Klinikdirektor der Thoraxchirurgie und kommissarischer Direktor der Klinik für Gefäß- und endovaskuläre Chirurgie, präsentierten den Besuchern die Innovationskraft des Oldenburger Krankenhauses. Die Klinik setzt auf modernste OP-Säle, KI-gestützte Diagnostik und die konsequente Digitalisierung der Behandlungsprozesse. Prof. Dr. Weyhe, der für den German Medical Award 2025 nominiert ist, hob hervor: „Wir setzen Hightech-Maßstäbe. 14 neue Operationssäle mit berührungsloser Lichtsteuerung und telemedizinischen Live-Konsilen ermöglichen höchste Präzision und Sicherheit."

Besonderes Augenmerk liegt auf minimalinvasiven Verfahren, die die Genesungsprozesse erheblich verkürzen. Dr. Scriba, der auch das Lungenkrebszentrum leitet, betonte die interdisziplinäre Zusammenarbeit: „Für eine Hightech-Medizin ist die enge fachliche Abstimmung zwischen Radiologen,

„Die Kooperation zwischen dem Pius-Krankenhaus und dem KKV drückt sich in einer sehr dankbaren freundschaftlichen Verbundenheit aus.“

Ärztlicher Vorstand
Prof. Dr. med. Dirk Weyhe

Pulmologen, Onkologen und Thoraxchirurgen unverzichtbar.“ Er erläuterte, wie navigationsgestützte Verfahren und 3D-Planung die Präzision bei Eingriffen erhöhen.

Klare Werte als Fundament

Trotz aller technologischen Fortschritte bleibt der christlich-ethische Wertekompass des Pius-Hospitals das entscheidende Fundament. Klinikdirektor Prof. Dr. Weyhe betonte, dass der Mensch im Mittelpunkt aller Bemühungen stehe, unabhängig von modernster Technik. „Unsere Patientenversorgung ist ganzheitlich gedacht – von der Neonatologie über Intensiv- und Delirpflege bis zur Palliativmedizin. Christlich-ethische Grundsätze prägen den Umgang mit Patientinnen und Patienten in allen Lebenslagen.“

Das Pius-Hospital als Partner des KKV

Neben den technischen Errungenschaften stand auch die jahrzehntelange Verbundenheit zwischen dem KKV und dem Pius-Hospital im Vordergrund. Der Vorsitzende der KKV-Ortsgemeinschaft, Georg Konen, bedankte sich für den informativen Abend: „Die Kooperation zwischen dem Pius-Krankenhaus und dem KKV drückt sich in einer sehr dankbaren freundschaftlichen Verbundenheit aus.“

Seine Stellvertreterin, Heidi Winckelmann, war beeindruckt von der Balance zwischen Fortschritt und Menschlichkeit. Der Besuch endete mit einem freundschaftlichen Austausch bei kulinarischen Köstlichkeiten aus der hauseigenen Kantine, was die enge Beziehung zwischen den beiden Institutionen unterstrich. Der informative Abend im Pius-Hospital festigte die Überzeugung, dass sich das Krankenhaus als zukunftsweisende Adresse der Spitzenmedizin positioniert, die dem Menschen ethisch-christlich verpflichtet ist. □

pius HOSPITAL
Universitätsmedizin Oldenburg

KKV Hansa Münster unterstützt Hilfsaktion

Gelebte Solidarität für Afrikas Zukunft

„Wenn wir hören, wie hier jungen Menschen durch Bildung eine echte Perspektive geschenkt wird, dann ist das genau der Kern dessen, wofür wir als KKV stehen."

Ein Kontinent voller Vielfalt und Hoffnung, aber auch geprägt von einer langen Kolonialgeschichte und aktuellen Herausforderungen. Der deutsch-niederländische Autor Dr. Lutz van Dijk gab bei einer Lesung kürzlich in der Volkshochschule Münster tiefe Einblicke in sein Werk „Afrika – Geschichte und Vielfalt eines Kontinents". Für den KKV, war der Abend eine Bestätigung des eigenen Engagements, das vor allem durch die KKV Ortsgemeinschaft HANSA Münster und ihren Vorsitzenden Norbert Zumbrägel mit Leben gefüllt wird.

Auf Einladung des Vereins „Afrikanische Perspektiven" und u. a. in Kooperation mit der KKV Ortsgemeinschaft HANSA Münster stellte Dr. van Dijk die überarbeitete Neuausgabe seines Standardwerkes vor. Das Besondere daran: Er lässt Afrikanerinnen und Afrikaner selbst zu Wort kommen, die von ihrem Leben und ihren Hoffnungen erzählen.

Für den KKV ist die Verbindung zu Dr. Lutz van Dijk eine Herzensangelegenheit. An vorderster Linie steht hier die KKV Ortsgemeinschaft HANSA Münster unter der Leitung von Norbert Zumbrägel. Seit vielen Jahren unterstützt sie das von van Dijk mitgegründete Kinderhaus HOKISA in einem Township bei Kapstadt. Dort finden sozial benachteiligte Kinder und Jugendliche ein Zuhause und erhalten Begleitung bis zum Abschluss ihrer Berufsausbildung.

Dass diese Hilfe direkt ankommt, davon konnte sich Norbert Zumbrägel mit seiner Frau Waltraud erst im März dieses Jahres persönlich überzeugen. „Die Freude in den Augen der Kinder zu sehen und zu wissen, dass unsere Unterstützung hier ein sicheres und hoffnungsvolles Umfeld schafft, ist die größte Bestätigung für unser Engagement", berichtet Zumbrägel eindrücklich von seinem Besuch. „Diese Reise hat uns einmal mehr gezeigt, wie wichtig und direkt unsere Hilfe wirkt. Sie bestärkt uns darin, diesen Weg als KKV Ortsgemeinschaft HANSA Münster weiterzugehen."

Dieser Fokus auf nachhaltige Bildung beeindruckte auch den ebenfalls anwesenden KKV-Bundesvorsitzenden Josef Ridders. „Wenn wir hören, wie hier jungen Menschen durch Bildung eine echte Perspektive geschenkt wird, dann ist das genau der Kern dessen, wofür wir als KKV stehen“, so Ridders. Spontan sicherte er dem Projekt eine Spende des Bundesverbandes in Höhe von 250 Euro zu.

Der Abend in Münster war somit ein eindrucksvolles Beispiel für das Selbstverständnis des KKV, das vom Engagement der Mitglieder vor Ort getragen wird. „Als KKV sehen wir es als unsere Aufgabe, Brücken zu bauen und durch gezielte Projekte wie HOKISA den Menschen zu ermöglichen, ihre Zukunft selbst in die Hand zu nehmen“, resümierte Bundesvorsitzender Ridders. „Das ist gelebte Solidarität.“ □

© Bild: privat

Impulsgeber

Dr. Lutz van Dijk

Dr. Lutz van Dijk, geboren 1955 in Berlin, ist ein deutsch-niederländischer Schriftsteller, Historiker und Pädagoge. Er lebt abwechselnd in Amsterdam und in Kapstadt, Südafrika. Seit 2001 engagiert er sich als Mitbegründer der Stiftung HOKISA (Homes for Kids in South Africa) für HIV-infizierte oder von AIDS betroffene Kinder. Seine vielfach ausgezeichneten Bücher für Jugendliche und Erwachsene thematisieren oft die deutsche Geschichte, Menschenrechte und das Leben im heutigen Afrika.

Afrika – Geschichte und Vielfalt eines Kontinents
Neu erzählt mit afrikanischen Stimmen.

Überarbeitete Neuausgabe
gebunden, 360 Seiten
ab 12 Jahre
Preis: € 25,00 (D)
ISBN: 978-3-7795-0768-0

© Bilder: Reinhard Rehkamp

KKV zu Gast beim Kolping

Ehrenamt macht mutig, gesund und zufrieden

„Wer sich im Ehrenamt engagiert, lebt länger und gesünder!“ Mit dieser beeindruckenden Erkenntnis aus einer britischen Gesundheitsstudie eröffnete der KKV-Bundesvorsitzende Josef Ridders seinen Vortrag beim traditionellen Klönfrühstück der Kolpingsfamilie Bersenbrück. Die Studie zeige, so Ridders, dass die Sterberate bei Menschen ohne Ehrenamt um 20 % höher sei und Engagierte seltener unter Depressionen litten und insgesamt zufriedener seien.

„Wer Mut zeigt, macht Mut.“

Vor über 60 aufmerksamen Zuhörerinnen und Zuhörern der örtlichen Kolpingsfamilie schlug er gekonnt den Bogen von dieser wissenschaftlichen Feststellung zum Kern seines Themas: „Katholische Kirche im Umbruch – Meine Motivation, mich trotzdem als KKV-Bundesvorsitzender zu engagieren“.

Dabei betonte Ridders von Beginn an die tiefen Gemeinsamkeiten, die den KKV und das Kolping verbinden. Ein Besuch bei einer Kolpingsfamilie fühle sich an wie ein „Besuch bei nahen Verwandten“. Man möge unterschiedliche Namen tragen, entstamme aber demselben Geist und derselben Überzeugung. „Wir sind keine Konkurrenten, sondern Verbündete auf demselben Weg, Geschwister im Geiste Adolph Kolpings“, rief Ridders den Anwesenden zu.

Angesichts der tiefgreifenden Krisen der katholischen Kirche stellte sich Ridders der zentralen Frage nach dem „Warum“. Was treibt ihn persönlich an, sich trotz aller Frustrationen an verantwortlicher Stelle zu engagieren? Seine Antwort fand er in einem Zitat Adolph Kolpings, das heute aktueller denn je klinge: „Wer Mut zeigt, macht Mut.“

Für den KKV-Bundesvorsitzenden ist dies der Schlüssel. Mut zu zeigen bedeute heute, Probleme ehrlich zu benennen, neue Wege zu wagen, auch wenn man vielleicht nur die Grundmauern der Kirche von morgen sehen werde, und vor allem: nicht aufzugeben. Sein Engagement sei daher kein resigniertes „Trotz alledem“, sondern ein kraftvolles „Gerade deswegen“.
Dass diese klaren Worte und die persönliche Motivation des Redners großen Anklang fanden, bestätigte der Vorsitzende der Kolpingsfamilie Bersenbrück, Bernhard Mecklenfeld: „Nochmals ganz herzlichen Dank für deinen beeindruckenden Vortrag mit deinen klaren Aussagen und Positionen. Den Teilnehmern hast du damit wichtige Denkanstöße gegeben und sicherlich dazu beigetragen, ihre eigenen Gedanken zum persönlichen Glauben und zur katholischen Kirche zu reflektieren.“ Ein Vormittag, der eindrucksvoll zeigte, dass gelebtes Engagement nicht nur die Gemeinschaft stärkt, sondern auch den Einzelnen. □

Ein Ausflug in die Stille:
48 Mitglieder und Freunde besuchten Kloster Reutberg

KKV Mercator Nürnberg auf den Spuren bayerischer Frömmigkeit

Für 48 Mitglieder und Freunde des KKV Mercator Nürnberg wurde ein Ausflug im Juli zu einer besonderen Reise in ein Zentrum der Spiritualität. Ziel war das Kloster Reutberg im bayerischen Oberland, ein Ort, der für seine tiefe Frömmigkeit und seine wundersame Rettung bekannt ist. Die Gruppe tauchte ein in die über 400-jährige Geschichte des Klosters und seiner einzigartigen Loretokapelle.

Ein begehbares Reliquiar als spirituelles Herzstück

Uwe Scherzer, Vorsitzender der KKV Ortsgemeinschaft Mercator Nürnberg, zeigte sich tief beeindruckt von der Atmosphäre des Ortes. „Die besondere Ausstrahlung dieses spirituellen Ortes und die Geschichte seiner Rettung haben uns tief bewegt“, so Scherzer. „Für uns alle war es eine wertvolle Auszeit vom hektischen Alltag, die uns noch lange in Erinnerung bleiben wird.“

Das Herzstück der Anlage, die Loretokapelle, ist eine maßstabsgetreue Nachbildung des Heiligen Hauses von Nazareth. Mit ihrem gemalten Sternenhimmel und den fensterlosen, ziegelrot bemalten Wänden erzeugt sie eine ganz besondere, kontemplative Stimmung. Die Besucher erfuhren, dass solche Nachbauten es den Gläubigen einst ermöglichten, die heiligen Stätten zu verehren, ohne die beschwerliche Pilgerreise auf sich nehmen zu müssen.

Rettung in letzter Minute und gemütlicher Ausklang

Besonders bewegte die Nürnberger Gäste die jüngere Geschichte des Klosters. Noch 2012 stand die Anlage vor der Schließung und drohte zu verfallen. Nur durch das unermüdliche Engagement vieler ehrenamtlicher Helfer und mit Unterstützung aus dem Vatikan konnte das Juwel gerettet und aufwendig restauriert werden.

Nach den spirituellen und historischen Eindrücken fand der gelungene Ausflug seinen gemütlichen Ausklang in der örtlichen Brauereigaststätte. Bei bayerischen Schmankerln ließ die Gruppe die Erlebnisse des Tages Revue passieren und genoss die Gastfreundschaft an diesem wiederbelebten Ort des Glaubens und der Gemeinschaft. □

KKV Ortsgemeinschaft Monheim
informiert sich über Gefahren im Internet

Die Schwachstelle ist der Mensch

Das Internet bietet viele Möglichkeiten, birgt aber auch Gefahren. Wie man sich vor Betrugsmaschen schützt, erklärte Kriminalhauptkommissarin Ilka Kleppe bei einem Vortrag der KKV Ortsgemeinschaft Monheim. Die größte Schwachstelle, so die Expertin, sei oft der Mensch selbst.

Zu einem hochaktuellen Thema hatte der KKV kürzlich in das Pfarrer-Franz-Boehm-Haus geladen. Unter dem Titel „Gefahren und Straftaten im Internet“ referierte Kriminalhauptkommissarin Ilka Kleppe von der Kriminalprävention der Polizeibehörde Mettmann vor knapp 45 interessierten Zuhörern. Zwei Stunden lang beleuchtete sie die gängigsten Betrugsmaschen von Phishing und Fakeshops bis hin zum Anlagebetrug.

Dass Kriminelle im Netz so erfolgreich sind, liege laut Kleppe vor allem an der „Schwachstelle Mensch“.

Dass Kriminelle im Netz so erfolgreich sind, liege laut Kleppe vor allem an der „Schwachstelle Mensch“. Internetnutzer würden ihre eigenen Fähigkeiten und ihr Sicherheitsbewusstsein häufig zu optimistisch einschätzen. Täter nutzen beim sogenannten „Social Engineering“ gezielt menschliche Eigenschaften wie Sorge, Vertrauen oder den Respekt vor Autoritäten aus. Ein unbedachter Klick auf einen Link in einer professionell gefälschten E-Mail, die angeblich von einer Bank oder Behörde stammt, genüge oft schon. „Durch emotionale Schlüsselwörter und dringliche Formulierungen suggeriert eine typische Phishing-Mail, man müsse nun sehr dringend handeln“, erklärte die Kommissarin. So erschleichen sich Täter Passwörter sowie Kontodaten und plündern die Konten ihrer Opfer oder installieren unbemerkt Schadsoftware.

Neben den Online-Betrugsmaschen sprach Kleppe auch das Thema Bildrechte an. Im Zeitalter der Smartphones habe jeder quasi ständig eine Kamera dabei. Daher sei es wichtig zu wissen, dass man Aufnahmen anderer Personen nicht ungefragt im Netz veröffentlichen dürfe. Dies sollte, so der Appell der Kommissarin, auch innerhalb von Familien eine Selbstverständlichkeit sein.

Abgerundet wurde der informative Abend mit praktischen Präventionstipps zu Datensparsamkeit und sicheren Passwörtern. Für weiterführende Informationen verwies die Referentin auf die offizielle Präventionsseite der Polizei unter www.polizei-beratung.de.

Im Anschluss an den Vortrag beantwortete Ilka Kleppe geduldig die zahlreichen Fragen aus dem Publikum. Der Vorsitzende der KKV-Ortsgemeinschaft, Herbert Süß, bedankte sich bei der Referentin für die „umfassenden Erläuterungen“. □

KKV Greven lässt Lambertusmarkt stimmungsvoll ausklingen

Ein Stück gelebte Gemeinschaft

Der Duft von gebrannten Mandeln lag noch in der Luft und die bunten Lichter der Fahrgeschäfte malten erste leuchtende Spuren in den Abendhimmel, als sich zahlreiche Mitglieder der KKV Ortsgemeinschaft Greven zu einer liebgewonnenen Tradition trafen. Zum offiziellen Ausklang des Lambertusmarktes hatte die Gemeinschaft zu einem gemeinsamen Kirmesbummel eingeladen, der seinen Höhepunkt und gemütlichen Abschluss am Weinstand auf der Rathausstraße fand.

In geselliger Runde und bei einem guten Glas Wein ließen die KKVerinnen und KKVer die aufregenden Kirmestage Revue passieren. Angeregte Gespräche und herzliches Lachen prägten die Atmosphäre und zeigten, wie sehr die Mitglieder diese gemeinschaftlichen Momente schätzen. Es war ein Wiedersehen mit Freunden und Bekannten, ein Austausch über die Erlebnisse auf dem Rummel und ein entspanntes Beisammensein im Herzen der Stadt.

Sichtlich erfreut über die rege Teilnahme zeigte sich auch der Vorsitzende der Ortsgemeinschaft, Josef Ridders. Er mischte sich unter die Mitglieder und fand für jeden ein persönliches Wort. „Es ist einfach wunderbar zu sehen, wie diese Tradition von Jahr zu Jahr mit so viel Leben gefüllt wird“, so Ridders. „Dieser gemeinsame Bummel und der Ausklang hier am Weinstand sind mehr als nur ein nettes Treffen. Es ist ein Stück gelebte Gemeinschaft, ein Zeichen unseres Zusammenhalts und ein perfekter Abschluss für einen rundum gelungenen Lambertusmarkt.“

Noch lange standen die Mitglieder beisammen, genossen das Miteinander und den milden Spätsommerabend. Ein stimmungsvoller Schlusspunkt, der einmal mehr den besonderen Wert der Gemeinschaft im KKV unterstrich. □

„Es ist einfach wunderbar zu sehen, wie diese Tradition von Jahr zu Jahr mit so viel Leben gefüllt wird.“

KKV Greven lädt zum Boule

Miteinander eine ruhige Kugel schieben

In einer Zeit, die oft von Hektik und ernsten Themen geprägt ist, hat die KKV-Ortsgemeinschaft Greven in diesem Jahr ein besonders verbindendes Angebot geschaffen. Erstmalig fanden 2025 zwei Boule-Nachmittage statt, die sich als wunderbare Gelegenheit für unbeschwerte Stunden und echtes Miteinander entpuppten. Das Ziel: Raum schaffen für „Spielen und Klönen“ und dabei die Gemeinschaft über alle Altersgrenzen hinweg stärken.

Das Herzstück dieser Initiative ist der Gedanke des Zusammenkommens. „Es sind nicht immer die aktuellen Themen aus Politik, Wirtschaft und Kirche, die die Menschen bewegen“, erklärt der Vorsitzende der Ortsgemeinschaft, Josef Ridders. „Manchmal macht es auch einfach Freude, mit lieben Menschen über ‚Gott und die Welt‘ zu reden und ‚den lieben Gott einen guten Mann sein zu lassen‘.“ Genau diese zwanglose und herzliche Atmosphäre war bei den Treffen deutlich spürbar.

Das Boule-Spiel erweist sich dabei als idealer Brückenbauer. Es ist ein Sport für alle Generationen – ob jung oder alt, sportlich erfahren oder Neuling. Nicht Kraft, sondern Geschicklichkeit, ein gutes Auge und ein wenig strategisches Denken entscheiden über den Erfolg. Diese Zugänglichkeit macht es zu einem perfekten Familienspiel und einer wunderbaren Aktivität, bei der Großeltern mit ihren Enkeln ebenso viel Spaß haben wie Freunde und Nachbarn.

Der vorerst letzte Boule-Nachmittag für dieses Jahr fand Ende August auf der Anlage in der Grevener Philipp-Manz-Straße, direkt gegenüber vom CMS Pflegewohnstift, statt. Bei bestem Wetter wurde wieder einmal deutlich, wie einfach es sein kann, Menschen zusammenzubringen. Angesichts des großen Anklangs und der positiven Resonanz auf die ersten beiden Veranstaltungen werden für das kommende Jahr bereits neue Termine ins Auge gefasst. □

Abschiede und ein Neubeginn

Zeitenwende beim KKV Diözesanverband Münster

Der KKV Diözesanverband Münster erlebt in diesem Jahr einen personellen Umbruch. Zwei langjährige und prägende Gesichter des Verbandes wurden in den Ruhestand verabschiedet, während eine neue Referentin ihre Arbeit aufgenommen hat.

Nach über 25 Jahren im Dienst wurde Geschäftsführer Norbert Gebker vom Vorstand in die Freistellungsphase seiner Altersteilzeit verabschiedet. Der Diözesanvorsitzende Lutz Schabbing würdigte Gebkers langjähriges Engagement und blickte auf die „vielen Höhen, aber auch Tiefen“ seiner Tätigkeit zurück. Gebker selbst verband seinen Dank für die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit einem eindringlichen Appell, sich auf allen Ebenen des Verbandes „gegen rechtsextremes Gedankengut mit allen Kräften zu wehren“. Er betonte, dass eine Mitgliedschaft in Organisationen wie der AfD unvereinbar mit den christlichen Werten des KKV sei.

Ebenfalls in den Ruhestand verabschiedet wurde Annette Fricke, die über 16 Jahre lang das Sekretariat des Diözesanverbandes leitete. Seit 2009 war sie für viele die erste Ansprechpartnerin und galt als die gute Seele der

Geschäftsstelle, die „stets ein offenes Ohr für die Anliegen der Mitglieder und Vorstände“ hatte. Lutz Schabbing bedankte sich im Namen des gesamten Vorstandes herzlich für ihre engagierte Arbeit. Zur Freude ihrer Kolleginnen und Kollegen wird Annette Fricke ihre berufliche Tätigkeit nicht gänzlich beenden und zukünftig für den Familienbund der Katholiken tätig sein.

Für frischen Wind in der Geschäftsstelle sorgt seit dem 1. September die neue Diözesanreferentin Natalie Huge. Die Diplom-Wirtschaftsanglistin bringt über zehn Jahre Erfahrung aus einem Weiterbildungsinstitut mit, wo ihre Schwerpunkte unter anderem in der Digitalisierung und im Beziehungsmanagement lagen. „Ich freue mich auf meine neue Herausforderung!“, so Natalie Huge zu ihrem Start. Mit ihrer Expertise möchte sie die Arbeit des KKV bereichern und zukunftsfähig gestalten.

Der Diözesanverband Münster steht somit vor einer neuen Etappe. Lutz Schabbing fasst die Situation zusammen: „Wir sind dankbar für das jahrzehntelange Engagement und die Treue von Norbert Gebker und Annette Fricke, die den Verband nachhaltig geprägt haben. Gleichzeitig blicken wir zuversichtlich nach vorne und freuen uns auf die neuen Impulse, die Natalie Huge in unsere Gemeinschaft einbringen wird.“ Der Verband bleibt seiner Aufgabe treu, christliche Werte in Wirtschaft und Verwaltung zu verankern und den Dialog in Gesellschaft und Kirche aktiv mitzugestalten. □

KKV Viersen lädt regelmäßig zur meditativen Andacht

Mit stillen Impulsen den Glauben vertiefen

Seit fast zwei Jahren bereichert der KKV Viersen das Gemeindeleben mit einem besonderen spirituellen Angebot: einer meditativen Andacht, die Raum für Stille und persönlichen Austausch schafft. Viermal im Jahr lädt das Format dazu ein, abseits des Alltags zur Ruhe zu kommen und die eigene Gottesbeziehung zu reflektieren.

„Ich und mein Gott – Mein Gott und ich.“

Die Idee entstand vor rund zwei Jahren bei einem regulären KKV-Stammtisch. Fünf Mitglieder entwickelten trotz anfänglicher Zweifel das Konzept, das eine Lücke im bereits vielfältigen spirituellen Angebot der Gemeinde schließen sollte. Der KKV Viersen bietet bereits 22 feste Termine im Jahresprogramm sowie sechs Stammtische an.

Das Herzstück der Andacht sind ausgewählte Evangelientexte, die durch zwei bis drei Impulsfragen ergänzt werden. Auf jede Frage folgt eine zwei- bis dreiminütige Stille, die den Teilnehmenden die Möglichkeit gibt, sich intensiv mit dem Gehörten und der eigenen Spiritualität auseinanderzusetzen. Diese Momente des Schweigens werden als zentral empfunden – eine Zeit, in der nur die persönliche Beziehung zu Gott zählt: „Ich und mein Gott – Mein Gott und ich“.

Die Initiative erfährt breite Unterstützung. Die örtliche Pfarrgemeinde stellt nicht nur einen Kirchenraum zur Verfügung, sondern weist auch in ihren eigenen Veröffentlichungen auf die Andachten hin. Ein Organist begleitet die Feiern sensibel mit passender Musik.

Ein wesentlicher Bestandteil des Konzepts ist der anschließende „Glaubens-Austausch“. Bei Getränken und Knabbereien haben die Teilnehmenden die Möglichkeit, in einer lockeren Atmosphäre über ihre Gedanken und ihren Glauben ins Gespräch zu kommen. Wie in den Gesprächsrunden oft deutlich wird, begleiten die Impulse aus der Andacht viele Besucher noch lange im Alltag, oft bis zum nächsten Treffen.

Auch wenn die Andachten nicht alle Kirchenbänke füllen, so sind sie doch erfüllt vom „Geist der Gemeinschaft und Glaubenden auf dem Weg“. □

Familientag der KKV Bezirksgemeinschaft Oldenburg in Thüle

Ein Tag für die Zukunft des KKV

Die KKV-Bezirksgemeinschaft Oldenburg hat kürzlich zu einem Familiennachmittag eingeladen, der mit über 40 Teilnehmerinnen und Teilnehmern in einer sehr entspannten und fröhlichen Atmosphäre stattfand. Die Veranstaltung im Tier- und Freizeitpark Thüle bot nicht nur eine willkommene Gelegenheit zum Austausch, sondern unterstrich auch die Bedeutung für die Zukunft der katholischen Organisation. Familien sind das Fundament, auf dem die KKV-Werte von Gemeinschaft, Glaube und sozialem Engagement aufgebaut sind.

Der Tier- und Freizeitpark, bekannt für seine vielfältigen Attraktionen und seine Tierwelt, erwies sich als die ideale Kulisse für diesen Tag. Mit seinem Mix aus Streichelzoo, Spielplätzen, Wildtiergehegen und Fahrgeschäften ist er besonders bei Familien mit Kindern beliebt. Ein Fünfjähriger war ebenfalls unter den Gästen, was den Familientag zu einem vollen Erfolg machte. Die Veranstaltung brachte Mitglieder aus drei Ortsgemeinschaften zusammen und stärkte so das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bezirksgemeinschaft.

„Man fühlt sich hier wirklich als Teil einer großen Familie."

Nach der Ankunft um 15 Uhr und einem gemütlichen Beisammensein bei Kaffee und Kuchen hatten die Teilnehmer die Gelegenheit, den Park in aller Ruhe zu erkunden. Ob bei einem Spaziergang durch die weitläufigen Tiergehege oder beim Kennenlernen der Fahrgeschäfte – für jedes Alter war etwas dabei.

Ein Höhepunkt des Nachmittags war die feierliche Schlussandacht, die vom Geistlichen Beirat Pfarrer Michael Borth im Restaurant des Parks gehalten wurde. Diese traditionelle Andacht wurde von den Anwesenden als sehr beeindruckend und besinnlich empfunden. Zum Thema „Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst?" wurde im gemeinsamen Gebet der Tag mit spirituellem Sinn erfüllt. Die Andacht hat gezeigt, wie der KKV die Verbindung von Geselligkeit und Glauben im Alltag lebendig hält.

Georg Konen, der Vorsitzende der KKV-Bezirksgemeinschaft Oldenburg, betonte die Wichtigkeit solcher Treffen. „Die Familie ist der Kern unserer Gesellschaft, und sie ist auch der Kern für die Zukunft des KKV", sagte Konen. „Familientage wie dieser sind entscheidend, um unsere Werte weiterzugeben. Diese Veranstaltungen sind für uns eine Investition in die Zukunft." □

„Die Familie ist der Kern unserer Gesellschaft, und sie ist auch der Kern für die Zukunft des KKV."

KKV Monheim beleuchtet Organspende-Mangel

Jede Entscheidung zählt

Deutschland hinkt bei Organspenden im internationalen Vergleich dramatisch hinterher. Während Länder wie Spanien oder die USA bis zu fünfmal mehr Spender haben, warten Patienten hierzulande oft jahrelang – für eine Niere acht bis zehn Jahre. Rund 1000 Menschen sterben jährlich, weil kein passendes Organ für sie gefunden wird.

Diese Fakten präsentierte Daniel Schrader, Organspendekoordinator der Uniklinik Düsseldorf, bei einem Vortragsabend des KKV Monheim. Der Vorsitzende Herbert Süß betonte zur Einleitung die Bedeutung des Themas: „Prominente Beispiele wie Elke Büdenbender oder Roland Kaiser zeigen uns eindrücklich, wie eine Organspende Leben retten und neue Lebensfreude schenken kann."

Ein weit verbreiteter Irrtum sei, dass das Alter eine Organspende ausschließe, so Schrader. „Insbesondere Nieren und Lebern können auch von Menschen jenseits des 70. oder 80. Lebensjahres erfolgreich transplantiert werden." Voraussetzung ist die zweifelsfreie Feststellung des Hirntods sowie die Zustimmung zur Spende.

Obwohl die Zustimmung zur Organspende in der Bevölkerung hoch ist, müssen oft die nächsten Angehörigen entscheiden, wenn keine dokumentierte Willenserklärung vorliegt. In dieser emotionalen Ausnahmesituation wird eine Spende häufig abgelehnt. „Eine Entscheidung zu Lebzeiten entlastet die hinterbliebenen Angehörigen und stellt sicher, dass der eigene Wille Beachtung findet", appellierte Schrader.

Im Anschluss wurde rege über Lösungen wie die in vielen Nachbarländern praktizierte Widerspruchsregelung diskutiert. Diese scheiterte in Deutschland bisher im Bundestag und wird auch von den Kirchen kritisch gesehen, obwohl diese die Organspende als Zeichen der Nächstenliebe befürworten. „Wir danken Daniel Schrader für diese umfassenden Erläuterungen, die uns allen die Dringlichkeit des Themas verdeutlicht haben", schloss Süß den informationsreichen Abend. □

Wir gedenken unserer verstorbenen Mitglieder

Herr, lasse sie ruhen in Deinem Frieden

Dennoch will ich jubeln über den Herrn und mich freuen über Gott, meinen Retter.
Habakuk 3,18

Herta Brischwein, Würzburg
Ursula Franken, Viersen
Günther Gerlach, Arnsberg-Hüsten
Paul Gruner, Braunschweig
Monika Hinzmann-Kox, Bielefeld
Angela Hoyer, Vechta
Franz-Josef Knüwer, Bocholt
Rostilav Liska, Neunkirchen
Josef Meyer, Höxter
Werner Meyer, Hildesheim
Alfons Neuhofer, München
Karl Stricker, Viersen
Rudolf Weber, Koblenz
Harald Wehrmaker, Hildesheim
Herbert Wirges, Koblenz

KKV Koblenz trauert um Rudolf Weber

Ein Leben im Dienst der Gemeinschaft

Die KKV Ortsgemeinschaft Koblenz-trauert um eine ihrer prägendsten Persönlichkeiten. Der langjährige Ehrenvorsitzende Rudolf Weber ist am 1. August 2025 verstorben. Er hat den Verband über mehr als 70 Jahre mit seinem unermüdlichen Engagement, seinen Ideen und seiner verbindenden Art entscheidend mitgestaltet.

Rudolf Webers Weg im KKV begann bereits im Jahr 1954. Sein Talent und sein Wille, Verantwortung zu übernehmen, wurden früh erkannt, sodass er schon 1958 in den Vorstand gewählt wurde. 30 Jahre später, im Jahr 1988, übernahm er den Vorsitz der Koblenzer Ortsgemeinschaft. Dieses Amt füllte er 21 Jahre lang mit Leben, Weitblick und einer tiefen Verbundenheit zu den Werten des Verbandes, bevor er den Vorsitz im Jahr 2009 in jüngere Hände legte.

Für sein herausragendes und überregionales Wirken wurde Rudolf Weber eine besondere Ehre zuteil: Der Bundesverband des KKV verlieh ihm die Dr. Friedrich-Elz-Plakette, eine der höchsten Auszeichnungen, die der Verband zu vergeben hat.

Auch nach seiner aktiven Zeit als Vorsitzender blieb sein Wort im Verband von großem Gewicht. Die Mitgliederversammlung würdigte seine immensen Verdienste, indem sie ihn 2009 einstimmig zum Ehrenvorsitzenden wählte. Er dankte es mit ungebrochener Treue und nahm bis zuletzt an den Vorstandssitzungen teil, wo sein Rat und seine Erfahrung hochgeschätzt wurden.

Der amtierende Vorsitzende, Michael Hörter, fand bewegende Worte: „Mit Rudolf Weber verlieren wir nicht nur einen Ehrenvorsitzenden, sondern auch eine Vaterfigur und einen wichtigen Ratgeber. Seine Initiativen haben unser Vereinsleben nachhaltig bereichert und werden noch lange spürbar sein."

Der KKV Koblenz wird Rudolf Weber ein ehrendes Andenken bewahren. Das Mitgefühl der gesamten Gemeinschaft gilt in diesen schweren Stunden seiner Frau Gerda und seiner Familie. □

Unsere Neumitglieder

Margot Baedorf-Reiche, Koblenz
Cornelia Hänig, München
Günther Heitzmann, Passau
Katharina Pörsel, Greven
Hans-Jörg Reiche, Koblenz
Traudel Reus-Trapp, Neunkirchen
Heidrun Richtscheid, Arnsberg-Hüsten
Klaus Vieth, Lingen

Der KKV gratuliert seinen langjährigen Mitgliedern

Jubilare ***25***
Werner Schulz, Kitzingen

Jubilare ***40***
Hermann, Quint, Osnabrück
Herbert Röber, Osnabrück
Marianne Röber, Osnabrück

Jubilare ***50***
Hannelore Hümmer, Fürth

Jubilare ***60***
Manfred Haak, Osnabrück
Adam Straßberger, Kitzingen

Jubilare ***65***
Alfons Henke, Kitzingen

Jubilare ***70***
Georg Buchholz, Freiburg

Jubilare ***75***
Heinz Marquard, Osnabrück

VCH - HOTELS
VERBAND CHRISTLICHER HOTELIERS

Der KKV verlost in Kooperation mit dem VCH einen Hotelgutschein. Schicken Sie bis zum **20.10.2025** eine Mail mit dem Stichwort VCH an **gudrun.kreuder@kkv-bund.de** und nehmen Sie an der Verlosung teil.

© Bilder: VCH-Hotel Michaelis

Perfekter Ausgangspunkt um Leipzig zu erkunden

Das 4-VCH-Hotel Michaelis*

Das 4*- VCH-Hotel Michaelis in Leipzig ist ein privat geführtes Hotel mit einem Restaurant mit hohem Anspruch an Professionalität sowie Service. Das liebevoll restaurierte Gebäude aus der Gründerzeit befindet sich im südlichen Zentrum von Leipzig. Die individuell gestalteten Zimmer und Appartements überzeugen durch die Harmonie ihres Interieurs sowie einer eleganten Behaglichkeit.

Leipzig pulsiert. Lernen Sie die Vielseitigkeit der Kulturmetropole kennen. Leipzig ist eine Stadt der Kontraste, in der Geschichte auf Gegenwart trifft und sich Kultur zwischen Gassen und Grünzonen drängt. Schon der erste Blick auf das Stadtzentrum offenbart eine Mischung aus Barockpracht, moderner Urbanität und einem Hauch von Kreativität, der die Stadt unverwechselbar macht. Von der berühmten Nikolaikirche bis hin zur Nikolaigallerie: Leipzig zeigt sich kompakt und dennoch vielschichtig. Wer durch die ringförmige Gottschedstraße schlendert, entdeckt kleine Läden, Cafés und Galerien, die das Tageslicht mit einer entspannten Lässigkeit einfangen.

Kulturfreunde kommen voll auf ihre Kosten. Die Oper, die Leipziger Gewandhausmusik, die Thomaskirche, die Nikolaikirche. Unterhalb der Prachtfassaden verbergen sich stille Innenhöfe, in denen man entschleunigen und Kaffee genießen kann. Wer Leipziger Lebendigkeit erleben möchte, sollte den Street-Art-Korridor rund um die Spinnerei nicht versäumen: Hier atmet man Gemeinschaft, Ideen und handwerkliche Kreativität.

Entspannung und Genuss. Ein Erlebnis der besonderen Art bietet die mehrfach ausgezeichnete Küche des Hauses. Genießen Sie die Harmonie zwischen Kreativität und Geschmack im Restaurant Michaelis. Das elegante Restaurant sowie eine wunderschöne Sommerterrasse laden zum kulinarischen Genießen ein. Inspiriert von regionalen Delikatessen und saisonalen Spezialitäten, kreieren der Küchenchef und sein Team ständig neue Kompositionen und überraschen Sie regelmäßig mit einer neuen Speisekarte. Bestens darauf abgestimmt ist das ausgesuchte Sortiment an edlen nationalen und internationalen Spitzenweinen.

Wo verwöhnen zum Prinzip wird. Das Team ist das Herzstück im VCH-Hotel Michaelis. Mit Leidenschaft und Engagement sorgen alle täglich dafür, dass Sie im Haus ein unvergessliches Erlebnis genießen können. Alle sind mit vollem Einsatz dabei und behalten gleichzeitig soziale, ökologische und ökonomische Verantwortung im Blick. Herzlich willkommen!

Hinweis:
- Das 4* VCH-Hotel Michaelis ist Mitglied in der VCH-Hotelkooperation www.vch.de
- Die Mitglieder des KKV-Bundesverbandes der Katholiken in Wirtschaft und Verwaltung e. V. erhalten für die Übernachtungen in allen VCH-Hotels Sonderpreise

Der Gewinner des Gewinnspiels der letzten Ausgabe ist Christian Schramm aus Oldenburg.
Herzlichen Glückwunsch, Ihnen war die „Glücksfee" zugetan und hat Sie aus allen Einsendungen gezogen.
Sie dürfen sich über einen Aufenthalt im VCH-Hotel „Baseler Hof" in Hamburg freuen.

Der VCH ist Kooperationspartner des KKV. Eine aktuelle Hotel-Liste mit vergünstigten KKV-Raten finden Sie, wenn Sie diesen QR Code scannen oder auf: https://www.vch.de/kkv

Der perfekte Stockbrot-Abend

Ein Lagerfeuer-Abenteuer für kleine Entdecker

Stellt euch vor es ist ein schöner Spätsommerabend, es wird langsam dunkel und in der Mitte eures Gartens oder auf einem gemütlichen Grillplatz knistert ein Lagerfeuer. Die Flammen tanzen und werfen lustige Schatten. Was könnte diesen Moment noch schöner machen? Genau: ein selbstgemachtes Stockbrot! Es duftet herrlich, schmeckt unglaublich lecker und macht riesigen Spaß. Heute nehmen wir euch mit auf eine kleine Reise in die Welt des Stockbrotes und zeigen euch, wie ihr den perfekten Teig dafür zaubert.

Eine uralte Idee – Wer hat's erfunden?

Schon seit vielen, vielen hundert Jahren backen Menschen Brot über dem offenen Feuer. Stellt euch die Steinzeitmenschen vor, die wahrscheinlich ganz zufällig entdeckt haben, wie lecker so ein über der Glut gebackener Teigfladen schmeckt.

Eine schöne Legende erzählt von einem Mann namens Ignis Custos. Er sollte in seinem Dorf immer dafür sorgen, dass das Feuer nicht ausging. Während er darauf wartete, dass das Essen für alle kochte, hatte er eine geniale Idee: Er nahm etwas von dem Teig, den die Frauen für Fladenbrot vorbereitet hatten, wickelte ihn um einen Stock und hielt ihn über die heiße Glut.

Die anderen Dorfbewohner waren erst skeptisch, doch als ein herrlicher Duft in die Runde zog und das Brot goldbraun gebacken war, wollten alle probieren. Das Stockbrot war erfunden! Ob die Geschichte genau so passiert ist, wissen wir nicht, aber es ist doch eine tolle Vorstellung, oder? Fest steht: Gemeinsam am Feuer zu sitzen und etwas Leckeres zuzubereiten, das lieben die Menschen schon seit Urzeiten.

GANZ WICHTIG!
Macht nie allein Feuer.
Das kann richtig gefährlich sein.
Die Erwachsenen helfen Euch sicher dabei – und naschen werden sie sicher auch gerne!

Unser Grundrezept für fluffiges Stockbrot

Mit diesem einfachen Rezept gelingt euch der Stockbrot-Klassiker garantiert. Der Hefeteig wird wunderbar weich und lässt sich super um den Stock wickeln.

Das braucht ihr für etwa 8–10 Stockbrote:

- 500 g Weizenmehl (Type 550)
- 1 Päckchen Trockenhefe oder ½ Würfel frische Hefe
- 1 Teelöffel Zucker
- 1,5 Teelöffel Salz
- 300 ml lauwarmes Wasser
- 3 Esslöffel Pflanzenöl (z. B. Sonnenblumen- oder Rapsöl)

So wird's gemacht:

1. **Hefe aufwecken:** Wenn ihr frische Hefe nehmt, bröckelt sie in das lauwarme Wasser, gebt den Zucker dazu und rührt alles gut um, bis sich die Hefe aufgelöst hat. Bei Trockenhefe mischt ihr sie einfach mit dem Mehl.

2. **Teig anrühren:** Gebt das Mehl und das Salz in eine große Schüssel und macht eine kleine Mulde in die Mitte. Gießt nun das Hefe-Wasser-Gemisch (oder das Wasser, wenn ihr Trockenhefe nutzt) und das Öl in die Mulde.

3. **Kräftig kneten:** Jetzt sind eure Muskeln gefragt! Verknetet alles mit den Händen oder den Knethaken des Mixers zu einem glatten, geschmeidigen Teig. Der Teig sollte sich vom Schüsselrand lösen.

4. **Geduld haben:** Deckt die Schüssel mit einem sauberen Geschirrtuch ab und stellt den Teig an einen warmen Ort (zum Beispiel in die Nähe der Heizung oder in die Sonne). Dort muss er nun etwa eine Stunde ruhen, bis er sich ungefähr verdoppelt hat.

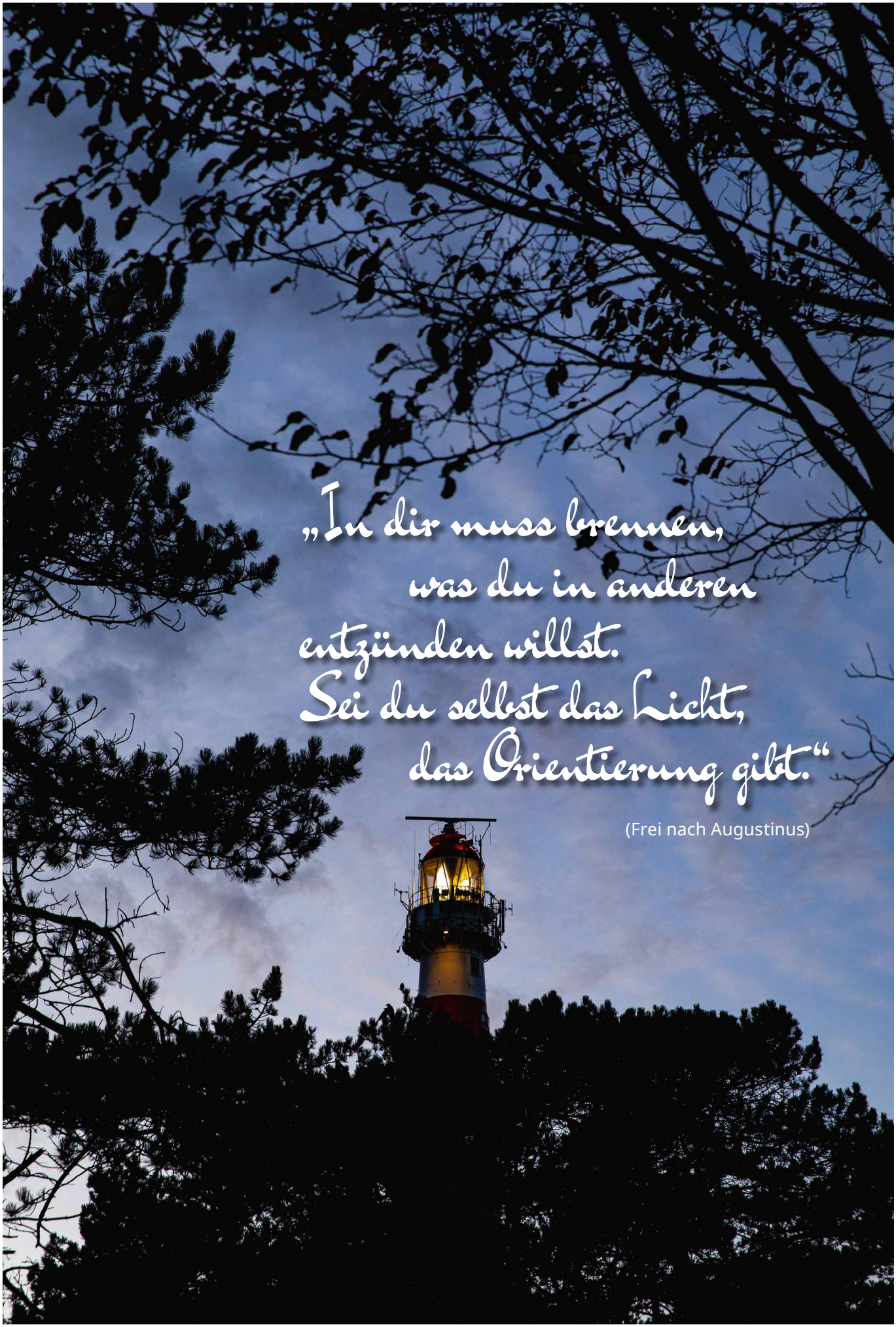
5. **Ab ans Feuer:** Nach dem Gehen knetet ihr den Teig noch einmal kurz durch. Teilt ihn dann in kleine Portionen. Rollt jede Portion zu einer langen, dünnen Wurst und wickelt sie wie eine Schlange um die Spitze eines sauberen Stocks. Haltet das Brot über die Glut – nicht direkt in die Flammen, sonst wird es schwarz! – und dreht es langsam, bis es von allen Seiten goldbraun und knusprig ist.

Lust auf was Neues? Hier sind drei leckere Varianten!

1. Die süße Schlemmerschlange
Perfekt für alle Naschkatzen! Gebt zum Grundrezept einfach noch 2 Esslöffel Zucker und einen Teelöffel Zimt hinzu. Wer mag, kann auch kleine Schokostückchen in den Teig kneten. Nach dem Backen könnt ihr das noch warme Brot in einer Mischung aus Zucker und Zimt wälzen. Mhhh, lecker!

2. Das würzige Pizza-Brot
Für dieses Stockbrot braucht ihr eine Prise Italien. Knetet einfach 2 Esslöffel getrocknete Kräuter (wie Oregano und Thymian), eine Handvoll geriebenen Käse (z. B. Parmesan oder Gouda) und vielleicht sogar ein paar winzig kleine Salami- oder Schinkenwürfel unter den fertigen Teig. Das duftet schon beim Backen wie in einer Pizzeria!

3. Die bunte Gemüse-Spirale
Bringt Farbe ins Spiel! Für diese gesunde Variante könnt ihr ganz klein gewürfelte Paprika, Zwiebeln oder auch ein paar Maiskörner in den Teig einarbeiten. Besonders lecker wird es, wenn ihr vor dem Aufwickeln eine dünne Scheibe Käse um den Stock legt und den Teig darüber wickelt. Beim Backen schmilzt der Käse und macht das Brot extra saftig.


„In dir muss brennen,
was du in anderen
entzünden willst.
Sei du selbst das Licht,
das Orientierung gibt.“
(Frei nach Augustinus)